

Dr J. F. HORNER



Dr J. F. HORNER

EIN LEBENSBILD

GESCHRIEBEN VON IHM SELBST

ERGÄNZT

VON

Dr E. LANDOLT

MIT DEM BILDNISSE Dr HORNERS

FRAUENFELD
J. HUBER'S VERLAG
1887



J. Huber's Buchdruckerei in Frauenfeld

Der 23. Dezember des Jahres 1886 war ein trauriger Tag für Zürich. Schnee erfüllte die Thäler, verhüllte die Berge, lag in der Luft, lag auf dem Lande und über der Stadt. Die Sonne selbst schien gestorben zu sein. Grau stand der See, trübe floss die Limmat, und in den Strassen der gewerbreichen Stadt verstummte das Geräusch. — Da ertönten vom alten Fraumünster die Glocken und durch die weissen Strassen bewegte sich langsam ein langer, schwarzer Leichenzug. Ganz Zürich wallte mit, die ganze Schweiz war darin vertreten, und aus allen Nachbarländern waren Theilnehmer hergeeilt.

Ein wahres, tiefes Weh lag auf allen Gesichtern. — In der Kirche setzten sie den Sarg nieder. Die weiten Räume füllten sich und umfassten kaum die Menge der Trauernden. — Wem galten die Gesänge zum Orgelschall, wen feierten die Reden, wem dankte die Stadt, der Staat, die Akademie? Und von wem konnten sie sich auch da noch nicht trennen und folgten ihm noch weit hinaus auf den einsamen Friedhof, trotz des niederwirbelnden Schnees, der des Himmels Decke über das frische Grab breitete?

Es war ein ausgezeichneter Bürger, den sie da bestatteten, ein vortrefflicher Arzt, ein Rather, ein Lehrer, ein wahrer Menschenfreund. Es war der Doctor und Professor Friedrich Horner. Er hatte unendlich viel Gutes gewirkt während seines Lebens und Thränen getrocknet, die jetzt um ihn erst wieder flossen.

Von einem solchen Todten trennt man sich schwer. Sind auch seine Werke unvergänglich und sein Name unvergesslich, so möchten wir doch dem Grabe noch etwas mehr Persönliches, Intimeres entreissen. Wir möchten den Verstorbenen in unserer Erinnerung wiederaufleben lassen, ihn vor uns zaubern, wie er leibte und lebte, in allen seinen Eigentümlichkeiten. Wir unterhalten uns von ihm und ergänzen sein Bild, zu dem ein jeder einen charakteristischen Zug liefert. Die, die ihn näher gekannt, möchten ihn den Fernerstehenden zeigen, von allen Seiten, grossen und kleinen, lieblichen, interessanten, nachahmungswürdigen.

Also waren wir um Horners Manen versammelt, da trat der Dahingegangene so zu sagen selbst wieder unter uns, ergriff das Wort und hub an, uns von seinem Leben zu erzählen. In der That, beim Durchgehen seiner Schriften, Briefe und Tagebücher, fanden wir eine von ihm selbst verfasste Biographie, die der Verstorbene zwanzig Monate vor seinem Ende begonnen und bis zum Jahre 1859 fortgeführt hatte. Mit tiefer Rührung lasen wir diese Seiten, von seiner sichern, saubern Hand geschrieben; es war uns, als hörten wir seine Stimme in bekannter, lebendiger Weise erzählen, kritisiren, schildern, scherzen. „Notizen zu meiner Biographie" hatte

er sie überschrieben und seine Wittwe zögerte denn auch keinen Augenblick, dies Lebensbild, das allem Anscheine nach der Oeffentlichkeit bestimmt war, auch der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Wer, in der That, könnte von seinem Leben getreuer berichten, als der, der es selbst gelebt hat; und nichts gibt in eines Menschen Wesen einen bessern Einblick, als ihn über Personen und Dinge, Prinzipien und Thatsachen urtheilen zu hören. In diesem Sinne möchten wir denn auch die folgende Selbstbiographie aufgefasst wissen.

Sollten manche Einzelheiten den Fachgenossen von all zu lokalem Interesse scheinen, so mögen sie nicht vergessen, dass Horner vor allem für den engern Kreis seiner Familie, Freunde und Landsleute geschrieben hat, denen doch auch manches, das uns interessirt, fremd, ja unverständlich sein wird. Und findet hie und da einer eine Kritik etwas scharf, so möge er bedenken, dass, wenn wir auch den *mortuis nil nisi bene* schulden, wir den Satz nicht umdrehen und von den Todten auch nur Komplimente erwarten dürfen; er ist nicht reciprok.

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, dass unseres hochverehrten Meisters Urtheil nicht überall das unserige ist. Es stand uns aber nicht zu, an des Verstorbenen Vermächtnis zu rühren. Die Stimme aus dem Grabe ist heilig. So ziehen wir uns denn zurück, und lassen ihr das Wort.

Notizen zu meiner Biographie.

(März 1885 begonnen.)

Am 27. März 1831 wurde ich geboren im Hause zum Pfauen, vis-à-vis der Schmidstube, als zweiter Sohn meiner lieben Eltern: Dr. Salomon Horner (geb. 1801) und Magdalena Zeller (geb. 1804). Mir voraus gieng mein Bruder Konrad, geb. am 29. Januar 1829. Es folgten fünf Schwestern: Anna 1836 (Fr. Steinfels), Luise 1838 (Fr. Huber), Marie †, Elisabeth 1843 (Fr. Wirth), Sophie 1845 (Fr. Koller).

In die Jahre 1831—1836 reicht meine Erinnerung nur für wenige vereinzelte Ereignisse. Dass ich meinen Grossvater Stadtrath Konrad Horner (1834) auf dem Todbette sah, ist eine ganz bestimmte Erinnerung. Eine hartnäckige Opposition gegen ein medizinisches Instrument vergegenwärtigt sich noch mit dem Schlafzimmer des Hauses zum Pfauen, obgleich ich letzteres nie mehr sah. Ganz bestimmt sehe ich auch Dr. Ludwig Horner, der auf Java starb, vor seiner Abreise nach Holland vor der Apotheke stehen und sich im Dispensiren üben. Die Nanking-Hosen sind der Erinnerungspunkt.

1836 zogen wir in das Erkerhaus an der Widdergasse, in welchem sich meine Jugendjahre bis zum Tode meiner Eltern (1852) abspielten. Mit Mai 1836 kam ich in die Elementarschule (Herr Wirz in Gassen). Die ersten Lebensjahre hatten allerlei Kinderkrankheiten gebracht, ja einmal zeigte sich ein so typisches intermittirendes Fieber (Wechselfieber), dass mein Vater die medi-

zinische Fakultät an meinem Bett versammelte, um zu konstatiren, ob dies wirklich ein sonst in Zürich nicht vorkommendes kaltes Fieber sei. Prof. von Pommer, der als früherer Militärarzt viel Malariafieber beobachtet hatte, erklärte es dafür. Er hatte bekanntlich zuerst die Konstanz der Ileusgeschwüre beim Typhus abdominalis festgestellt.

Bald nach dem Schulbesuche befiel mich eine schwere Lungenentzündung, die mich dem Tode nahe brachte. Ein heftiges, stundenlanges Nasenbluten scheint die Krisis gebracht zu haben, und oft sagte mein Vater scherzend: „Du hast Dich selbst herausgerissen." Noch weiss ich, wie ich, im Bette liegend, eines Morgens einen schönen Schulsack und einen Säbel an der Wand aufgehängt sah, als Geschenke meiner Grossmutter Zeller, die in wenigen Tagen ihren ältesten Sohn verlor und bald auch zu kränkeln begann. Und dann sehe ich mich zum ersten Mal aufstehend und in einem braunen, schwarzcarrirten, hemdartigen Rock aus Winterthurerzeug, die ersten Schritte in die Wohnstube versuchend, sofort auf den Kindersessel niedersinken, der links von der Glasthüre des Schlafzimmers stand. Jahrelang behielt ich eine Neigung zu Bronchialkatarrhen, die erst mit dem achtzehnten Jahre und dem Verlassen der Schule erlosch.

In unserm geräumigen Hause, mit seinen grossen Lauben, war ein lebhaftes, munteres Leben. Meine Mutter war eine sehr bewegliche, thätige und heitere Frau, die die schwere Haushaltung mit Humor regierte und die immer zahlreichere Kinderschaar sich nicht über den Kopf wachsen liess. Mein ernster, pflichttreuer Vater, der trotz grösster Thätigkeit kaum die Bedürfnisse des Tages decken konnte und nie verstand, den Erwerb auszunützen und zu steigern, bedurfte sehr seiner fröhlichen Frau, welche die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit ihres Mannes eben so warm anerkannte, als sie den nur zu gerechten, bittern Stimmungen desselben die Spitze abzustumpfen verstand. Wir Kinder kannten den Vater als streng, aber völlig gerecht, und empfanden die feste

Hand seiner Führung nie schmerzhaft, ja verehrten ihn mit wachsendem Verständnis immer mehr: wie wir anderseits durch die Güte und frohe Natur der Mutter die sorgenvolle Atmosphäre des Hauses nicht als verkümmernde Last fühlten.

Der schönste Tag der Woche war immer der Freitag. Da versammelten sich Mittags und Abends die Enkel im Hause des von allen geliebten Grossvaters Johannes Zeller[1]. Im Kreise mun-

---

[1] Der auffallend kleine, sehr bewegliche Mann war ein Typus jener guten Bürgersorte, welche durch tüchtige Arbeit nicht nur eine freie Existenz zu gewinnen, sondern auch der geliebten Vaterstadt, dem Rufe Zürichs, einen Dienst zu leisten strebte. Es war ein ungewöhnlicher Kreis tüchtiger, energischer, scheinbar harter Männer, die aber wie die zwei Brüder, Zeller zum Bierhaus und Zeller zur Walche, im Stillen unendlich viel Gutes thaten. Mein Grossvater zeichnete sich durch eine ungewöhnliche geistige Frische aus, derart, dass er den enormen Fortschritten seines Faches (Seidenfärberei) folgen konnte, noch im Alter von 80 Jahren in der technischen Gesellschaft über neue Farben Vortrag hielt und, mit seinem Sohne Ferdinand zusammen, manchen Lyoner- und Crefelder-Färber erzog. Sein eigenes Leben war von Jugend auf ein schweres. Früh ohne Vater, aber allerdings von einer tüchtigen Mutter geleitet, machte er seinen Weg ganz selbst. Köstlich war's, wenn er uns von seinem Aufenthalte in Lyon und Nîmes erzählte, zur Zeit der französischen Revolution, und wie er seines Zopfes halber fast geschlagen worden sei. Ein verständiger Mann drängte ihn, der noch zu wenig französisch wusste, um das Geschrei „à bas la queue“ richtig zu deuten, in eine Friseurbude, um kurz das Appendix abzuschneiden. Schwer war auch sein späteres Leben dadurch, dass seine tüchtigen Kinder in grosser Zahl jung starben und Familien hinterliessen, die meistens wieder ihm anheimfielen. Drei Töchter und zwei Söhne, alle verheiratet, begleitete er zum Grabe. Als er seiner liebsten Tochter, meiner Mutter, im Leichenzimmer ein langes, schweres Lebewohl gesagt hatte, wandte er sich mit seltener Geistesstärke und Willenskraft der Fürsorge für uns fünf Kinder zu. Bis zuletzt blieb er frisch, hasste jede Kopfhängerei und freute sich an der Jugend. Meine Frau, mit der er noch 1½ Jahr zusammen war, erfreute seine letzte Zeit besonders. Er starb im April 1866, im Alter von 88 Jahren.

terer Bäschen, in den weiten Räumen der Seidenfärberei mit ihren Schlupfwinkeln, im kleinen, wohlgepflegten Gärtchen, herrschte da ungetrübte Fröhlichkeit, vom Grosspapa gefördert, von der Grossmama zuweilen scharf abgekühlt. Sie war eine schöne, stattliche Frau (Tochter des s. Z. berühmten Operators Burckhard), die in meinem Andenken nur als die ungerechte Begünstigerin der Kinder einer reicheren Tante fortlebte, weil ich gewöhnlich für alle Beulen meiner Cousinen die Schuld tragen sollte. Besser sagte dem stets hungerigen Jungen der kräftige, reichlich versehene Tisch zu, der einen wohlempfundenen Gegensatz zu dem einförmigen Menu des väterlichen Hauses bildete.

Die Aufgaben der Schule zu lösen fiel mir nicht schwer; aber die allzu grosse Unruhe und Lebhaftigkeit rief öfters Konflikten, so dass ich nie den ersten Platz dauernd behielt, sondern in der sogenannten Realschule (IV., V. und VI. Klasse) ihn stets meinem lieben Freunde Hrch. Landolt überliess. Die Mehrzahl der Lehrer waren ehemalige Pfarrer und theilweise, wie namentlich Gustav Schweizer, ganz treffliche Lehrer, die ihren Lehrstoff frei und sicher beherrschten. Im deutschen Aufsatz waren wir z. B. viel weiter als die jetzige Schule, wozu nicht allein die geringere Zahl der Schüler, sondern eben die bessere Beherrschung der Sache durch die Lehrer viel beigetragen haben mag.

Eben 11 Jahre alt, trat ich ins Gymnasium, damals noch im alten Carolinum, aber schon im Sommer in die neue Kantonsschule translocirt. Der bedeutendste Lehrer war Sauppe, der mit einer eminenten Lehrgabe eine scharfe und doch wohlwollende Beurtheilung seiner Schüler verband. Schon im ersten Jahre machte er mit mir vor der ganzen Klasse den Kontrakt, dass ich je für die gleiche Zahl Fehler in den lateinischen Arbeiten eine um eine Nummer schlechtere Note bekomme, als diejenigen Mitschüler, die ebensoviel Fehler hatten. So arbeitete er gegen meine Flüchtigkeit, und die scheinbare Ungerechtigkeit wurde dadurch gut gemacht,

dass er die für muthwillige Streiche von andern Lehrern mir zuerkannten Noten gewöhnlich zu mildern, ja zu beseitigen wusste. Noch gut erinnere ich mich, wie, als ich, wegen Schneeballenwerfens, von Baiter eine harte Note bekommen hatte, dieselbe zum Erstaunen der Klasse im Semesterzeugnisse fehlte. Oeffentlich erklärte der Prorektor, dass Prof. Sauppe ihre Entfernung gewünscht habe. Mir ist diese Gerechtigkeit, welche die strenge Pflichterfüllung im Wesentlichen förderte und die Freiheit im jugendlichen Leben zu gewähren wusste, zeitlebens für die eigene Entwicklung und meine pädagogische Thätigkeit bedeutsam gewesen. Ich begann den pedantischen Philister und den pflichttreuen, aber grösser angelegten, weltmännisch sichern Gelehrten zu unterscheiden.

Johs. Frei, als Lehrer des Deutschen, wirkte durch seine originellen, jeder Schablone fremden Themata zu Aufsätzen wesentlich auf die Entwicklung individueller Aeusserungen, ja eines gewissen Muthes der Sprache. Einmal, zur Jahrmarkts-Zeit, gab er uns das Thema: „Gedanken eines Gelehrten bei dem ihn störenden Getümmel eines Jahrmarktes.“ Es war in der III. Klasse des Gymnasiums, in unserm 13. und 14. Jahre. Das Thema lockte die Eigenart der jugendlichen Schreiber prächtig ans Tageslicht, und die rothe Tinte hatte viele Ausrufungszeichen, ja Kritiken, wie „ungezügelte Phantasie“ und anderseits „Bravo! Bravo!“ zu verzeichnen. Ein dreimaliges Bravo trug mir ein, dass ich — der einzige unter vierunddreissig Schülern — einen Juden durch einen Christen bestehlen liess, während die andern die umgekehrte Beziehung wählten. Mein Motiv war ausdrücklich: dass der Christ, in der Meinung erzogen, sein Glaube sei der bessere und er der höhere Mensch, daraus ungerechter Weise den Schluss ableite, einen Juden zu bestehlen sei keine Sünde! — Man muss wissen, dass die Juden aus dem Kanton Aargau auf dem Jahrmarkt eine ganz abgesonderte Gruppe von Verkaufsbuden hatten und damals noch in Zürich kein Grundeigentum erwerben durften. Das

kindliche Mitleid mit den Geschmähten war damals in mir entscheidend[1].

In regelmässiger Weise verliefen die Jahre am untern Gymnasium. Ich war immer der dritte oder vierte der Klasse, hie und da zurückgedrängt durch meistens ältere Schüler, die von auswärts kamen und ausnahmslos in Mathematik uns weit voraus waren. Unzweifelhaft war dieser Unterricht der schwächste, und wie sehr für den nicht vorwiegend mathematisch begabten Schüler der Lehrer entscheidet, darf daraus hervorgehen, dass mich Raabe, der vortreffliche Mathematiker, trotz der miserablen Vorbildung, am Schlusse des ersten obern Gymnasiums zu seinen besten Schülern rechnete. Gewiss braucht es für Mathematik wie für Musik eine besondere Begabung, und charakteristisch ist ja, dass diese beiden erblich, ja familiär sind; die ganz exquisiten Mathematiker und Musiker sind dann oft in allem andern unbrauchbar, ja dumm; aber jeder ordentlich begabte Mensch kann auch in den mathematischen Wissenschaften, die ja der pädagogischen Methodik so leicht zugänglich sind, Tüchtiges lernen und gut mitkommen, wenn der Lehrer klar, gut vorbereitet und entschlossen ist, nicht nur mit den Specialgenies vorwärts zu marschiren.

Ein wichtiges Element meiner Erziehung bestand darin, dass ich die Ferien immer in einem Landpfarrhause zubrachte: in Maschwanden, Bülach, Fehraltorf und später bei meinem Freunde H. Krauer auf Regensberg. Ich lernte so das Landvolk, seine Sitten und seine Denkweise früh genug kennen und gewann physische und moralische Sicherheit. Dies war um so bedeutsamer, als ich sonst fast gar nicht zum Reisen, zum Kennenlernen

[1] Wie richtig es war, dass die Juden bei uns kein Grundeigentum erwerben durften, haben die Doktrinäre vielleicht auch begriffen, als in den achtziger Jahren, nach Misswachs, ganze Thalschaften in die Hände der jüdischen Wucherer gerathen waren.

des Vaterlandes, Gelegenheit hatte. Einmal nur, im Jahre 1846, durften wir unsern Vater auf Rigikaltbad besuchen. Um 5 Uhr gieng's von zu Hause fort und über den Schnabel nach Zug; dort mussten wir zur bestimmten Stunde eintreffen. Wirklich begegneten sich Vater und Söhne unter dem St. Oswaldsthurm; dann gieng's nach Goldau per Wagen und von da zu Fuss. In der Nacht brach ein Föhnsturm los, so dass man die Abhebung des Daches fürchtete und mich schlafend ins Plainpied brachte. Nur schwer orientirte ich mich am Morgen zwischen den fremden Gesichtern. Der Heimweg gieng über Schwyz und Einsiedeln.

Mit dem Uebertritt ins obere Gymnasium (1845) musste auch die Berufswahl näher rücken. Vorläufig hiess es auch Hebräisch zu lernen, um eventuell die theologische Laufbahn ergreifen zu können, für welche jedoch von keiner Seite eine Pression bestand. Dies war um so dankenswerther, als in beiden Familien viele Theologen waren. Mein Pathe war Johs. Zeller, Pfarrer in Stäfa, der Freund Bluntschlis, gewesen; mein Onkel der spätere Antistes Brunner, und unter den Vorfahren meines Vaters befanden sich über ein Jahrhundert zurück zahlreiche Pfarrer; wie jener Jakob Horner, der 1748 der Gemeinde Hausen am Albis selbst die Wasserleitung baute zu jenem schönen Brunnen am Pfarrhause. Auch Hofrath C. Horner, der Astronom, Inspektor J. Horner, der Kunsthistoriker, und der Oberbibliothekar J. Horner hatten Theologie studirt.

Die wichtigste Frage war: Welchen Zweig akademischen Studiums wählt der Bruder? — Konrad gehörte einer Klasse an, in der sich eine ungewöhnliche Zahl äusserst begabter und tüchtiger Jünglinge befand, und in welcher von früh auf ein reges, ja selbst aufgeregtes Leben bis zu scharfer Parteitrennung geherrscht hatte. Er genoss damals schon, und durch sein ganzes, so kurzes Leben, die ungetheilte Achtung seiner Lehrer und Genossen durch Fleiss, Pflichteifer, zuverlässigen Charakter und tadellose Sitte; dabei

fröhlich in der Gesellschaft, nie ein Spielverderber, ein tüchtiger Turner, konnte er sicher sein, in jeder Richtung eine gute Carrière zu machen. Es lag nahe, dass er, als der Aeltere, des Vaters Beruf ergriffen hätte, um der Familie bald eine Hülfe zu sein; allein Konrad liebte die Philologie und Geschichte; der Vater schien, so denke ich mir jetzt, meine der Mutter mehr ähnelnde Natur, den frischen Humor und eine keckere Erfassung des Lebens für geeigneter zum ärztlichen Berufe zu halten, als die etwas schwerfällige, fast hypochondrische, aber tiefgründigere Art meines Bruders. Gerade die eigenen Erlebnisse mochten meinen Vater zu diesem Urtheile bestimmen: fand er doch in seinem älteren Sohne seine eigene Natur wieder, die alles schwer nahm, und hatte er wohl erfahren, dass der ärztliche Beruf wenig geeignet war, zur Heiterkeit zu stimmen. Mir sind die Motive nie ganz klar geworden, die entschieden, dass ich, nach dem ersten Semester des obern Gymnasiums, das Hebräische aufgeben durfte und mein Bruder sich bestimmt für klassische Philologie entschied.

Es lag in meiner Natur, das Beschlossene ohne Rückblick zu erfassen und mich danach einzurichten. Ich that es, theilweise in thörichter Weise ohne Kenntniss dessen, was der Mediziner bedürfe, in einem unreifen Streben, das Nützliche vorwiegend zu kultiviren. Naturwissenschaften unter dem trefflichen Heer, Physik unter Mousson, der leider auf die Mathematik wenig hinwies, interessirten mich nun mehr als die Sprachen, von denen mir das Lateinische in den Lehrern und Schriftstellern langweilig vorkam, während ich trotz schlechten Lehrers (Honegger) das Griechische, der Schriftsteller wegen und zur Qual des Lehrers, eifrigst betrieb. Leider führte dieser Nützlichkeitstrieb auch dazu, die Mathematik zu vernachlässigen, da ich nicht ahnte, dass ich sie später so nöthig hätte. Dazu mochte beitragen, dass in den späteren Klassen des Obergymnasiums Raabe diese Disciplin ganz abstrakt lehrte, ohne eine Andeutung ihrer Beziehung zur Physik u. s. w., was

gerade zur Folge hatte, dass schliesslich wirklich nur sehr wenige noch mitgiengen. Das wird immer so der Fall sein, wenn die Mathematik als Spekulationswissenschaft und nicht mit dem steten Hintergrunde ihrer praktischen Brauchbarkeit gelehrt wird.

Meine Freude an der Botanik hatte eine Folge, die physisch und geistig gleich bedeutend war. Heer erlaubte dem Gymnasiasten, an den Exkursionen der Studenten, welche am Samstag Nachmittags stattfanden, theilzunehmen; gerne gab mein trefflicher Vater seine Zustimmung und einen (alten) Franken als Taschengeld. So kam ich zu tüchtigen Märschen in freier Luft und, mit der Zunahme botanischer Kenntnisse, zur eigenen Lust des Suchens und Findens. Zwei- und dreimal in der Woche, noch nach 4 Uhr, wurde am Uetliberg herumgestiegen und, mit Albert Köllikers Wegweiser in der Tasche, nach seltenen Pflanzen gesucht. Meine körperliche Gesundheit gewann, die Stadt- und Schulanämie verschwand, und mein eigenstes Talent, scharfes Auffassen des Thatsächlichen, präcise Beobachtung, erfuhr früh die sonst dem Gymnasiasten völlig fehlende Uebung. Freilich das Latein und anderes mehr kam schlecht weg, und ich denke immer noch mit heiterm Humor daran, mit welchem Schreck mein nun schon stramm philologisch denkender Bruder von dem Inspektor des Maturitätsexamens, Prof. Hitzig, vernahm, dass meine Uebersetzung einer Horazischen Satire selbst die schärfste Satire herausgefordert habe. Der gute Bruder hielt mich fast für verloren; ich wusste jedoch, dass ich andern Grund unter den Füssen habe.

Im April 1849 wurde ich Student. Das Erste war, dass mein Vater mir Fechtstunden geben liess. Er betonte, dass ich um so sicherer vor Streit sei, je besser ich fechte; dass ich kein Händelsucher sein werde, wisse er; aber feig dürfe ich nicht sein, lieber wolle er mir selbst den Schmiss zunähen, als dass er das hören müsse. Eine seltsame Introduktion eines jungen Studenten nach heutigen Begriffen und dazu noch von einem so strengen Vater:

aber er wusste, dass mir das körperliche Selbstvertrauen fehlte; ich war immer muskelschwach und zeichnete mich nur im Schwimmen aus, während ich ein miserabler Turner war. Indem jenes gefördert und gestählt wurde, bekam auch der geistige Muth eine Stütze. Das Zweite war die Frage, ob ich in eine Verbindung eintreten solle? Es konnte sich nur um die mehr konservative Zofingia, die radikale Helvetia, oder das Corps der Tigurinia handeln. Zu letzterem zog mich nichts; im Gegentheil, die Mehrzahl der älteren Mitglieder behagte mir nicht; die Helveter machten sehr stark in Politik, was ich damals wie heute für neunzehn- bis zwanzigjährige Jünglinge für unstatthaft ansah. Woher sollen diese Jungen ein selbständiges Urtheil haben? Gemeiniglich sind sie die Schafe eines ehrgeizigen Leitbocks und kauen Zeitungsphrasen wieder. Die meisten Freunde hatte ich bei den Zofingern und gerade diejenigen, mit denen ich auch schon im Gymnasialverein schöne und genussreiche Stunden verlebt hatte; allein zufällig war nur ein einziger Mediziner dabei. Mir aber war es zum Glück beschieden, unter den älteren Medizinern und meinen Zeitgenossen Freunde zu finden wie schon zu besitzen, die mich in meiner eigensten Thätigkeit förderten, und wohl kann man nicht energischer die Worte Gœthes fassen und in ihrer Wahrheit fühlen, als ich es that: „Die Mediziner sind die einzigen Studirenden, „die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier, auch ausser den „Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dies in der „Natur der Sache; die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die „sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die „komplizirtesten. Die Medizin beschäftigt den ganzen Menschen, „wie sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt.“ (Wahrheit und Dichtung II. 9. Buch.) So blieb ich „Wilder[1].“ Ich habe es

[1] Trotzdem nahm ich später eine bedeutende Stellung unter der Studentenschaft ein: ich wurde ihr Präses und half namentlich zur Einführung

nie bereut, will es aber nicht absolut billigen. Wer nicht sonst das Bedürfnis allgemeiner Bildung hat, wenn von vorneherein die Stütze durch eine Zahl, eine Vereinigung nöthig ist, wer der Gesellschaft im Hause und in der Familie u. s. w. entbehrt, mag einem Vereine beitreten; dem Mediziner wird es immer gefährlich sein. Er kann und darf keine Stunde opfern. Sein Unterricht ist von Anfang an Anschauen und nicht Anhören; jenes ersetzt er nie durch Nachreiten der Kollegienhefte, Bücherstudium u. s. f., während der Jurist, der Theologe, der Philologe viel leichter die Lücken ergänzt, wenn er geschwänzt hat. Wer so oft erlebt hat, wie jammervoll die letzten Semester eines Mediziners sich gestalten, wenn das Examen heranrückt und die ersten Semester mit Anatomie, Physiologie u. s. f. eine tabula rasa zurückliessen, der möchte jedem Mediziner vom ersten Tage seines Universitätslebens an immer und immer wieder zurufen: *Carpe diem!* und um so wärmer und eifriger, je grösser der Stoffumfang des Medizin-

---

eines Ehrengerichts, das mit bedeutenden Rechten ausgestattet und auch wacker unterstützt wurde. Nicht nur Streithändel gelangten vor dasselbe, sondern noch anderes. So fand ich einst das Betragen einiger Studirender aus der französischen Schweiz auf dem akademischen Balle sehr unpassend. Ich wies die drei Herren vom Balle weg und verbot ihnen ihr Wiedererscheinen. Ausserdem lud ich sie vor Ehrengericht, welches allen Dreien für den Winter den Zutritt zu den akademischen Bällen verschloss. Später traf ich den einen als Ständerath, den andern als Spitaldirektor; nur vom Dritten fehlen mir die Nachrichten.

Es ist klar, dass diese Stellung an der Spitze der Studentenschaft die Veranlassung wurde, dass ich sowohl mit den Professoren anderer Fakultäten vielfach in Berührung kam, da ich der amtlich anerkannte Sprecher der Studenten war, als auch dass von aussen kommende, besonders ältere Studirende, sich vielfach an mich wandten, um Auskunft zu erhalten. Letztere Beziehung gewann eine eigentümliche Bedeutung dadurch, dass gerade in den Jahren 1849 bis 1851 eine Menge deutscher Flüchtlinge nach Zürich kamen und vielfach mit den Universitätskreisen verkehrten. Die älteren fanden oft unter

studiums wird. Nur ganz wenige ausserordentlich begabte Köpfe vertragen leichtsinnige Zeitverschwendung der ersten Semester. Ja selbst dilettantisches Treiben, sei es in Musik, sei es in andern Liebhabereien, straft sich bei den meisten. Nur Eines möchte ich ausnehmen: Naturbeobachtung, sei es als Botaniker, sei es als Zoologe, sei es in anderer Weise, mehr als Clubbist, schärft, recht getrieben, den Sinn für Beobachtung und stählt den Körper; doch muss auch da zur rechten Zeit ein Halt gerufen werden.

Keinem mag mit dem Eintritt ins Fachstudium wohler geworden sein, als mir; keiner mehr gefühlt haben, dass er das Rechte gewählt, dass seine Flügel wachsen und schlagen, dass ihm ein fröhlicher Kampf einen sicheren Sieg verspricht. Nie habe ich — es sind gerade 36 Jahre her — anders als mit Dankbarkeit an diejenigen gedacht, welche mich auf das Studium der Medizin brachten, besonders meinen Vater und meinen älteren Bruder, nie gewusst, was anderes ich hätte werden können, nie begriffen, wie man dieses Fach, falls man es überhaupt einmal recht erfasst hat,

---

den Professoren alte Bekannte, Genossen und Freunde, die jüngeren suchten ihre unterbrochenen Studien fortzusetzen, oder traten in eine andere Fakultät ein, um ein sicheres Fundament ihrer Existenz zu gewinnen. So wurden Kudlich und Spengler, die zuerst Juristen waren, jetzt Mediziner, der Kaufmann O., nach einem flüchtigen Versuche, Medizin zu studiren, Jurist, u. s. w. Es ist leicht ersichtlich, dass durch das plötzliche Eintreten einer grossen Zahl dieser Flüchtlinge aus Deutschland und Oesterreich unser Gesichtskreis weit über den Umfang einer kleinen Schweizeruniversität erweitert wurde, und dass die Themata der Gespräche an Manigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig liessen. Auch die reine sprachliche Entwicklung wurde durch die Nothwendigkeit, schriftdeutsch zu sprechen, und die Uebung des Ohrs an der feinern Aussprache der Norddeutschen bedeutend gefördert. So kam es, dass, während ich noch nie einen Württemberger traf, der deutsch konnte (selbst Griesinger zählte im Dialekt „eisezwanzig“, Th. Vischer sprach in seinen Vorträgen komplet schwäbisch), mir später oft meine schweizerische Abkunft nicht geglaubt wurde.

aufgeben könne. Viel zu dieser unsäglich glücklichen Sicherheit im einmal gewählten Lebenswege trug bei, dass gleich die Anfangsstudien mich zu den Füssen bedeutender Männer sahen und zur eigenen Lust, zum Mehren des Wissens, auch das Feuer der Begeisterung und der persönlichen Verehrung hinzukam.

Zum ersten Mal seit 1836 hatte die Zahl der Mediziner die Hundert überstiegen und war der Schönlein-Zeit wieder nahe, während zwischen 1839 und 1848 ein arger Tiefstand sich erhalten hatte. Das Verdienst der Attraktion war unzweifelhaft in den neuen Lehrern Carl Ludwig und Ewald Hasse zu suchen und nicht bloss das Produkt einer zufälligen Schwankung, beziehungsweise einer Uebersetzung anderer akademischer Berufsarten. Dass eine solche aufsteigende Periode auch für den einzelnen Schüler Bedeutung hat, sollte ich später in Berlin (1854) noch viel deutlicher spüren. Man geht auch rascher, wenn die ganze Umgebung einen festen energischen Schritt angenommen hat; die Maroden lässt man liegen.

Zunächst wurden die naturwissenschaftlichen Studien fast ausschliesslich kultivirt. Man begann jeden Morgen um 6 Uhr mit Botanik bei unserm lieben Oswald Heer. Die spezielle Botanik war zwar herzlich trocken und wurde nicht belebter durch die zahlreichen Pflanzen, die uns jede Stunde gegeben wurden und die wir mit Stolz nach Hause trugen, um sie mit ihrem volltönenden Namen zwischen Löschpapier zu vergraben. Aber die Definitionskraft schärfte sich doch, und wenn dann eine der Exkursionen, von welchen ich wohl sagen kann, dass sie zu den schönsten und reinsten Freuden meiner Jugend gehören, reiche Ausbeute an Pflanzen, Naturanschauung und gemüthlicher Erfrischung gebracht hatte, so waren wir alle wieder wie ein Mann um 6 Uhr auf dem Posten. Die Exkursionen brachten uns dem trefflichen Manne, der unser Führer war, näher, hie und da auch seinen Kollegen, Arnold Escher und Heinrich Frey, die mitkamen,

und sie lehrten uns, bei recht genügsamem Leben, fröhlich und guter Dinge zu sein. Mir sind noch viele Einzelheiten jener Touren erinnerlich, von denen ich nur eine erwähne: Beim Uebergang vom Wäggi- ins Klönthal war mein Eifer im Suchen so entflammt, dass ich vorauseilend das Beste zu erhaschen suchte. Ueber dem steilen Rand eines einsamen Felsens sah ich eine besonders seltene und schöne Pflanze; mit wenigen Sprüngen oben, lege ich mich auf den Bauch und, langsam mich vorschiebend, suche ich die Blume zu erreichen, als ich plötzlich einen Ruck an meinen Rockschössen spüre. Der brustkranke Heer war mir nachgesprungen und hielt, um mich vor dem Sturze zu bewahren, meine Rockschösse krampfhaft angespannt. Er war wie ein Vater!

Die Hast des Suchens führte einmal auch zum völligen Verfehlen des Weges. Wir waren früh nach Baden gefahren, hatten dort etwas gefrühstückt und stiegen dann, von Wettingen her, an der Lägern hinauf. Die Abrede war ursprünglich, nach Regensberg vorzurücken. In heiterm Gespräche stiegen wir durch die Weinberge empor, jeder wurde mit Cerevis benannt, Professor Heer als „Glarean", und Busse, zum Abendtrunk bestimmt, traf den, der den wirklichen Familiennamen oder gar „Professor" sagte. Allmälig rückte ich immer weiter voraus; die Jurapflanzen reizten mich; ich verlor die Gesellschaft; alles Rufen, Zurückgehen und so weiter nützte nichts, ich steige allein auf den schmalen Grat. Eine Strecke weit folgte ich ihm, dann rannte ich auf der Ostseite den Berg hinunter, bis ich durch heftiges Nasenbluten gezwungen wurde stillzustehen. Heusammelnde Bauern über Ober-Weningen gaben mir zu trinken und Abends gelangte ich endlich nach Regensberg, wo keine Botaniker, aber liebe Freunde im Gasthof zum Löwen mich neu stärkten mit bestem 46er und gebratenen Tauben, so gut, dass ich in 2½ Stunden nach Hause lief. Mir waren aus Ferientagen, die ich bei H. Kraner in Regensberg zugebracht hatte, alle Fusswege der Gegend fast so bekannt, wie

die Witze des alten Landschreibers Rüttimann. Die botanisirende Schaar war wieder nach Würenlos hinunter gestiegen und per Bahn nach Zürich zurückgekehrt.

Lernte ich so beschreibende Botanik und damit Land und Leute kennen, so war mir die damals ganz seltene Gelegenheit geworden, auch allgemeine Botanik in ihren Anfängen kennen zu lernen durch ein Privatissimum bei dem später so berühmten Karl Nægeli, der uns, am Mühlebach draussen, in seiner Wohnung, die erste Bekanntschaft mit dem Mikroskop und der Pflanzenhistologie vermittelte.

Den Charakter des Komischen konnte die Zoologie von Oken leider nicht immer loswerden. Dies war besonders der Fall, wenn das kleine, magere Männchen in seiner Lebhaftigkeit Figur und Form, ja Lebensweise der Thiere selbst nachzugestalten suchte und, seinen Mantel als Schneckengehäuse benützend, selbst die geheimen Thaten dieser friedlichen Thiere kopirte. Aber eine Empfindung von der Begeisterung und dem umfassenden Geiste des Mannes nahmen wir doch in uns auf und gerne folgten wir seinen freundlichen Einladungen zum Thee. Als Oken zwei Jahre später starb und ohne festliche Rede begraben wurde, da waren wir Studenten diejenigen, welche die akademische Ehre gegenüber diesem grossen Todten retteten. Am Abend des Begräbnisses noch brachten wir einen Fackelzug aufs Grab. Carl Cramer, der spätere Professor der Botanik, hielt die Rede, den Zug führte ich, als damaliger Präses der Studentenschaft. Noch höre ich, als wir unter der Promenade hindurch nach der Stadt zogen, eine Stimme von der Rampe vor dem Muraltischen Hause: „Ehre der akademischen Jugend, welche das wahre Verdienst zu schätzen weiss!“ Es war Wilhelm Rose von Berlin, der Bruder Gustavs und Heinrichs.

Ein ganz trefflicher Lehrer war der Chemiker Löwig. Die unorganische und organische, sowie die pharmaceutische Chemie hörte ich bei ihm und gedenke mit grossem Vergnügen des klaren

Vortrags, der fliessenden Sprache, der exakten Experimentation, die trotz geringer Hilfsmittel sich in den Vortrag geschickt einfügte. So gewaltig die Fortschritte der Chemie waren, es war uns doch lange Zeit möglich, auf dem soliden Grunde, den Löwig gelegt hatte, fortbauend nachzufolgen. Wie am Gymnasium, so auch an der Universität war Mousson unser Physiklehrer. Der Unterricht war solid, aber ohne Wärme. Den ersten Schritt im medizinischen Fach that ich an der Hand Hermann Meyers, der, damals Prosektor, die Knochen- und Bänderlehre gab. Diesem braven, zuverlässigen, fleissigen Manne, der, stets zur Belehrung und zu eingehender Diskussion bereit, mir Thür und Thor öffnete, bin ich stets zu Dank verpflichtet und gerne habe ich, schon Privatdocent, die Fackel getragen, um über sein Verdienst als Anatom das Obmannamt zu erhellen. Doch erst das Wintersemester brachte die wirklichen und wichtigen Anfänge des Berufsstudiums: Anatomie bei Carl Ludwig, dem grossen Physiologen, auf dem Präparirsaal trefflich sekundirt durch H. Meyer. Dass diese Anatomie nicht todte Nomenclatur und blosse Beschreibung war, weiss jeder, der den Namen Carl Ludwigs kannte; es war *physiologische Anatomie*, wenn auch dieser Ausdruck erst später von H. Meyer angewandt wurde und vielleicht allzusehr auf die Bewegungsorgane beschränkt blieb. Gerade in letzterem Gebiete, das von H. Meyer damals (1850) schon eifrigst bearbeitet wurde, schritt Ludwig den anatomischen Lehrbüchern weit voraus.

Der Winter 1849 auf 1850 verfloss so besonders glücklich. Junger Student, bewegte ich mich, mit Zustimmung meines lieben Vaters, gesellschaftlich frei, und im gewählten Fache nach jeder Hinsicht befriedigt, fehlte mir um so weniger etwas, als auch im väterlichen Hause noch ein ungestörtes Beisammensein schwere Sorgen ferne hielt. An Ostern 1850 reiste mein lieber Bruder Konrad nach Bonn, glücklich in der Hoffnung, Tüchtiges zu lernen und zu werden; voll Eifer und von vorzüglichster Vorbildung, schien

ihm die Zukunft zu lachen. Selbst manche Attaque von Rheumatismus acutus, selbst von Pneumonie, sicher unvernünftigem Turnen im staubigen Schopfe zu verdanken, schienen spurlos vorüber, und Prof. Hasse, mit dem Konrad über den Bötzberg reiste, freute sich, nach eigener Aeusserung, über die kräftige Erscheinung und das flotte Steigen des damals 21jährigen Jünglings. Der Abschied war ihm nicht leicht geworden; er liebte nicht nur seine Eltern so innig, dass die Trennung besonders von der Mutter ihm schwer wurde; sondern auch ein treffliches Mädchen, das hochzuschätzen und unausgesprochen zu verehren in den letzten Semestern ihn besonders beglückt hatte, sollte er nicht mehr wiedersehen. Zunächst änderte Konrads Abreise wenig, waren ja doch die Eltern, denen die finanzielle Ermöglichung schwer gefallen war, glücklich, dass Konrads Wünsche erfüllt werden konnten, und die Briefe des Reisenden zunächst voll frischer Empfindung des neuern und grössern Lebens. Es sollte nur zu bald anders werden! Auf die frohen Berichte folgte ein schlimmer nach dem andern. Zuerst Articular-Rheumatismus, dann Herzentzündung; traurigstes Krankenlager in einem Pensionshause, wo selbst die Nahrung miserabel, das Bett schlecht, die Pflege mangelhaft war. Was half es, dass der Arzt (Dr. Hermann Weber, später in London[1]) und Freunde wie Fay, Lange, Theveny u. A., ihr Möglichstes thaten? Unter dem Gedanken verlorner Zeit und verlorner Mittel, unter dem Drucke, seinen Eltern nicht, wie er wollte, dankbar sein zu können, litt die ganze Ernährung. Als, nach trügerischer Genesung, sofort

[1] Ich wusste nicht, wo der treue Arzt Konrads hingekommen war, bewahrte aber seine Briefe an Papa auf. 1881 erhielt ich während des internationalen medizinischen Kongresses von dem sehr berühmten Arzte des deutschen Hospitals in London eine Einladung zum Dîner. Sofort kam mir die Schrift bekannt vor und siehe, der Londoner Weber war der Bonner Assistenzarzt! Ich konnte nun meinen Dank aussprechen und gewann einen vortrefflichen Kollegen zum Freunde.

wieder ein Vortrag im philologischen Seminare gehalten wurde, brachte der nachfolgende Spaziergang schon den Blutsturz, der Konrads Heimkehr im Herbst 1850 nöthig machte. Es war ein schmerzlicher Einzug ins Vaterhaus. Papa war entgegengereist, unfähig, seiner ängstlichen Erregung Meister zu werden. Im Anfang schien Ruhe, mütterliche Pflege und richtige Ernährung Gutes zu wirken; aber allmälig sank die Körperkraft immer mehr. Ein Aufenthalt im Weissbad, wo ich Konrad besuchte, besserte auch nichts, und am 20. Dezember 1851 sank das junge Leben ins Grab. Sein Krankenlager war erhebend; die treue Mutter wich nicht von ihm und die beiden verstanden sich in allem. Heiter und fest bis zum letzten Augenblicke, sagte Konrad noch zwanzig Minuten vor dem Tode: „Vor einem Jahre hätte ich noch nicht so ruhig aus der Welt scheiden können, da habe ich noch manchem den Meister gezeigt.“ Noch am 11. Dezember, wenige Tage vor seinem Tode, schrieb, in seinem Auftrage, die Mutter an einen Freund Konrads folgende Zeilen: „Warum Du so lange keine Antwort von mir erhalten hast, wirst Du begreifen, und auch jetzt müsstest Du noch lange warten, wenn nicht meine Mutter das Schreiben für mich übernähme. Auch so, obgleich ich nur zu diktiren habe, wird das Briefchen kurz werden. Ich bin nämlich seit Deiner Abreise nicht aus dem Bett gekommen, nehme leider an Kräften fortwährend ab, und nur wenige, im eigenen Hause niemand, haben eine so feste Hoffnung, mich im Frühling noch zu sehen, wie Du sie in Deinem Briefe an mich aussprichst. Ich selbst habe die Hoffnung noch nicht völlig aufgegeben, allein bei der Einsicht von meinem Zustand überwiegt doch das Ergeben in den Gedanken an den Tod. Mit dem Erzählen meiner einzelnen Leiden will ich Dich nicht unterhalten; möge mir Gott nur nicht mehr auferlegen, als ich zu tragen vermag. Und nun lebe wohl, Du treue Bruderseele; Gott vergelte, was Du an mir gethan, und wenn auch vielleicht schon bald die Kunde meines Todes zu Dir

kommt, und lange Jahre verstreichen, ehe Du denselben Weg gehen musst, so werden wir uns doch endlich wiedersehen.“ Ich setze diese Zeilen, die ich im Tagebuche Konrads fand, ganz hin. Dass ich 1854, bei einem Besuche in Halle, der Frau Pfarrer Z., die mich fragte, ob mein Bruder auch im Glauben an die Unsterblichkeit gestorben sei, antwortete, „ich wünsche ihr aufrichtig einen so schönen Tod“, wird man begreifen.

Niemand hatte unter dem sichtbaren Schwinden seines Sohnes tiefer und schwerer gelitten, als der Vater, dem es zudem nicht gegeben war, sich Luft zu machen, und der, stets mehr retrospektiv, sich über allfällige ärztliche Fehler quälte. Zwar hatte ich ihm im Herbst 1851 noch einen Sonnenblick verschafft, als ich das I. Staatsexamen mit der Note „ausgezeichnet“ beendigte. Es war damals noch guter Gebrauch, nach dem dritten Semester das naturwissenschaftliche Examen in Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie und Physik zu machen. Als ich mit stark geschwollener Wange ins Zimmer des Medizinalraths trat, wollte der Präsident, Dr. Meyer-Hofmeister, mich einladen, das Examen zu verschieben; aber ich war meiner Sache sicher und beantwortete jede Frage. Am folgenden Morgen öffnete mir mein Vater den Abscess selbst. Als dann der amtliche Bericht über das Examen anlangte mit lauter I, da sagte mein guter Vater: „Fritz! von heute an bist Du mein Freund und ich überlasse Dir Deinen fernern Studiengang. Du hast gezeigt, dass Du das Beste leisten kannst; ich erwarte es auch ferner von Dir.“ Auch nach dem Tode meines Vaters habe ich diese Worte in Ehren gehalten. Trotz dieser Freude kränkelte mein Vater immer mehr und hatte häufig Nasenbluten, das fast unstillbar war. Am 17. Januar war er noch der Praxis nachgegangen wie immer, kehrte von einem Besuche in dem hohen Hause unten an der Hofgasse zurück und fiel beim Einschreiben ins Buch zusammen. Ich war auf Veranlassung von Papa nicht zu Hause, und er allein wusste, wo ich war. Damals Präses der

Studentenschaft, sollte ich eine Sitzung präsidiren, und Papa verlangte, dass ich gehe und nicht wegen des Todes meines Bruders jeden Umgang vermeide. Ihm sagte ich auch, wo die Versammlung sei; leider konnte er nach der Apoplexie nur noch „Fritz“ sagen, aber nicht mehr, und als ich um 10½ Uhr heim kam, fieng ich wohl den letzten Blick des treuen Mannes auf, der immer nur für andere gelebt, und ausser dem engsten Hause wenig Freude erlebt hatte. Seine oft bittern und harten Worte über Verhältnisse und Menschen bedingten ungerechte Beurtheilung bei denen, die nicht wussten, wie sein Studium, seine Carrière, alles, von Anfang an, selbst durch nahe Verwandte, gehemmt und durchkreuzt worden war. Ich möchte ihm wünschen, dass er in der unsäglichen, dauernden Verehrung seiner Patienten, von der ich, noch dreissig Jahre nach seinem Tode, Beispiele hatte, sowie in der Erklärung der ärgsten politischen Gegner (Dr. Elmiger „Freie Stimme“), dass sie diesen echten Aristokraten aufs wärmste geachtet haben, weil alles an ihm ein Ganzes gewesen sei, eine Satisfaktion selbst erlebt hätte.

Wir hatten den Vater auch zu Grabe geleitet; mit der tieferschütterten Mutter sassen wir drei älteren Kinder im Wohnhaus zusammen; es war circa 9 Uhr. Plötzlich läutet es an der Hausthüre; ich öffne und steige die lange Treppe hinunter, als ich die Hausthüre wieder heftig zuschlagen höre. Mit dem Lichte überall umher leuchtend, finde ich ein Couvert mit der Adresse meiner Mutter. Wir öffnen: 100 Franken von einem heute noch Unbekannten, um die erste Sorge zu vermindern. Und das war nöthig, denn von Vermögen war keine Rede. Zwar konnten wir durch die Güte des Grossvaters im Hause und beisammen bleiben; ja es schien sich wieder ein ruhigeres Leben, das ich meiner Studien wegen ja wünschen musste, zu gestalten, als plötzlich, kaum vier Wochen nach dem Tode meines Vaters, mir die liebe Mutter eröffnete, dass sie, die stets bewegliche, alles ertragende, krank sei

und mich bitte, Prof. Locher-Zwingli zu konsultiren. Leider war es eine unoperable Geschwulst! Unter grossen Schmerzen, aber mit wenig Klagen, verlief das Frühjahr, und der Sommer war sehr erheitert durch meinen Freund Arthur Escher, der bei uns wohnte; aber gegen den Winter sanken die Kräfte. Am Todestage des Sohnes wurde die Mutter beerdigt. Sie hatte, an einem schmerzenreichen Abend, uns Kinder gewissermassen den Verwandten übergeben. Von mir meinte sie: Keine Sorge meinetwegen laste auf ihr; sie sterbe im festen Glauben, dass ich meinen Weg machen werde; die jüngeren Mädchen übergab sie dem Onkel und der Tante Horner, deren Kinderlosigkeit sie als providentiell ansah. Die älteren Schwestern — wer sollte sie aufnehmen? Auch da war die Hilfe nahe! Zwei Fräulein Fäsy zum Regenbogen am Mühlebach, Freundinnen der Mutter, boten sich an, die Waisen aufzunehmen und zu erziehen. Sie haben die selbstgewählte Pflicht aufs vorzüglichste erfüllt.

So war die Familie aufgelöst! Ich bezog zwei nette Zimmer bei meinem Grossvater im Niederdorf und arbeitete mit aller Macht an der Förderung meiner Studien. Angewiesen an die Güte meines Grossvaters und in der Voraussicht, dass auch die Sorge für meine Schwestern mir zufallen könne, fühlte ich den Drang, energisch vorwärts zu gehen und, von meinen Lehrern wahrhaft bevorzugt, von meinen Kommilitonen geachtet, war mir das Leben bald wieder voll reicher Ernte. Unter Ludwig, unter Hermann Meyer, unter Heinrich Frey war es ein Vergnügen, Schüler zu sein, und der Eintritt in die klinischen Semester machte das Studium immer reizvoller. Auch in dieser Periode konnte ein studiosus medicinæ turicensis sich mit vollem Vertrauen an seine Lehrer anlehnen. Dem entsprach ein flotter, animirter Verkehr unter den ältern Medizinern, fröhlich, fleissig, frisch in Kritik und Antikritik. Freiwillige Kränzchen beim einfachen Glas Bier — oft im Freien — schlossen die regelmässigen Abendvisiten der Assistenten und Prak-

tikanten und verlängerten die rege Theilnahme am Fortschritte des Berufs bis zur Polizeistunde. Heinrich Frey glänzte durch die Klarheit seines wohlgeformten Vortrages, und in seinem Laboratorium lernte ich zu einer Zeit die feinere histologische Technik, wo sie noch keineswegs Gemeingut war. Dieser Erwerb ist mir zeitlebens zu gute gekommen. Der Chirurg Locher-Zwingli hatte meine ganze Liebe gewonnen durch die wahrhaft noble Art, wie er nach dem Tode meines Vaters und meiner Mutter mich besuchte, mir erklärte, dass ich ihn als „Freund“ — das war sein Wort — behandeln und an ihn mich wenden solle für meine weiteren Studien. Oft lud er mich zu Privatoperationen und zur Assistenz ein, und stets bewunderte ich seine Diagnostik, seine operative Technik, seine sichere Prognose und die Sauberkeit seines ganzen Wesens. Für die Praxis lernte man sehr viel.

Ewald Hasse war ein Muster von einem Kliniker und Lehrer. Seine vorzüglichen pathologisch-anatomischen Kenntnisse gaben seiner Klinik und seinen theoretischen Vorträgen eine sichere Unterlage. Ohne histologische Träumereien und Anticipationen lehrte er die topographisch-pathologische Anatomie bei den von ihm selbst ausgeführten Sektionen in der vorzüglichsten Weise, und ich habe stets die Uebergabe der Autopsieen an die pathologischen Anatomen als einen Nachtheil angesehen. Nur der Kliniker, der mit dem Todten gelebt hat, kann das Todte wieder beleben. Freilich muss der Kliniker pathologische Anatomie loshaben und Sektionen machen können. Vor allem bedauerlich ist, dass die klinischen Assistenten und die Kandidaten jetzt so wenig Sektionen machen können. Mir gieng es in dieser Hinsicht besonders gut. Professor Hermann Meyer, der uns eine sehr gute makroskopisch-pathologische Anatomie und eine vortreffliche Technik gab, erlaubte mir, während der Ferien die ihm zufallenden Sektionen zu machen. So konnte ich nicht nur sauber und genau seciren, ich konnte auch Kameraden unterrichten, und bald ver-

diente ich meine ersten Fünf-Frankenstücke durch die Autopsieen, die ich für Aerzte in der Stadt machte. — Professor Spöndly, Vater, war ein sehr guter Lehrer in allerdings beschränktem Gebiete; L . . . . . einzig konnte niemanden befriedigen, dem moderne Chemie und Physiologie geläufig war; das Sammelsurium seines Lehrbuches war sogar mehr Stroh als Heu. Hasse war auf Sommer 1852 nach Heidelberg berufen worden, von wo aus er mir noch „als mein treuer Freund und Lehrer“ seine Hülfe für mein Fortkommen anbot. An seine Stelle trat Lebert; ein fleissiger Kompilator und thätiger Naturforscher, aber, wie die meisten Vielschreiber, kein packender Lehrer. Die Vielschreiber sind fast immer schlechte Kliniker; sie behandeln keine Kranken, sondern Krankheiten; sie verstehen nicht, das Eigenartige des Casus hervorzuheben und dadurch interessant zu machen, sondern sie sprechen Lehrbuchparagraphen am Krankenbett.

Unter Hasse hatte ich die fernern Prüfungen zu bestehen. Die gefürchtetste war damals die II.: Anatomie (Ludwig), Physiologie (Frey), Allgemeine Pathologie (Lebert), Materia medica (Locher-Balber). Locher-Zwingli präsidirte und hatte seine helle Freude. Als Frey mich über Transpiration und ihre Ursachen fragte, schloss Locher-Zwingli die Prüfung mit den scherzhaften Worten: „Hören Sie auf, Herr Kollege, dem drücken Sie doch keinen Angstschweiss aus!“ Ich erzähle dies, um den angenehmen Ton zu charakterisiren, der damals Brauch war, und füge hinzu, dass Ludwig, der mich sehr schwere Fragen beantworten liess, mir am folgenden Tag coram publico gratulirte. Diese Zeit der Examina war für mich doppelt anstrengend, weil ich den grössten Theil des Wintersemesters 1853/54 eine ziemlich grosse Stadtpraxis besorgte. Der intime Freund meines sel. Vaters, Dr. Carl Lavater, der immer das grösste Wohlwollen gegen uns Kinder zeigte, war sehr schwer an Articular-Rheumatismus erkrankt. Er wollte durchaus nur von mir behandelt sein, wies Konsultationen

zurück und übergab mir seine Klientel, die den jungen Kandidaten sehr gut aufnahm. Neben Vorlesungen und Präparationen aufs Examen bewältigte ich auch noch diese Aufgabe und brachte manche Stunde am Krankenbette meines väterlichen Freundes zu. Ich habe später dieses Vertrauen nicht Lügen gestraft.

Die übrigen Prüfungen folgten nun eine der andern, und zwischen den Staatsprüfungen machte ich das Doctorexamen; in acht Fächern lauter „sehr gut." Meine Dissertation, deren Gedanke und Durchführung Hermann v. Meyers Werk ist, „über die Krümmung der Wirbelsäule im aufrechten Stehen", zwang mich, wieder Trigonometrie und Logarithmen aufzufrischen und hatte das Gute, mich gerade in dieser Richtung zur Ausfüllung von Lücken zu zwingen. Wie froh war ich später, als ich Optik studirte, wenigstens einigermassen *au fait* zu sein. So endigte mein Zürcherstudium im Frühjahr 1854. Die Promotion gestaltete sich zu einem lebhaften Disput; durch vieles Opponiren bei Promotionen gewandt und schlagfertig, glaubte ich auch meine paradoxen Thesen à tout prix vertheidigen zu müssen, und fühlte sehr fehlerhafter Weise nicht, wie unpassend dies gerade gegenüber meinem ersten Opponenten, Professor Locher-Zwingli, war, der an diesem Tage, als der Sohn seines Studiengenossen promovirte, in tiefer Rührung vergangener Zeiten dachte. Mit Recht tadelte mich deswegen mein stets wohlwollender Lehrer, Professor H. v. Meyer. Das letzte Staatsexamen bestand ich mit nicht minder glücklichem Erfolge.

Jetzt war ich frei wie ein Vogel und, Dank dem lieben Grossvater und meinem Vetter Jacques Zeller-Klauser, war ich in den Stand gesetzt, noch zu reisen. Auch meine übrigen Verwandten trugen nach Kräften dazu bei, mich auszustatten, und gerne gedenke ich dabei meiner Tante Pestalozzi zum Steinbock, in deren Hause dem Einsamen so oft die wohlthuende Atmosphäre feiner Weiblichkeit zu athmen vergönnt war.

Am 18. April — einen Monat nach der Promotion — reiste ich nach München[1] ab. Im Bahnhof beschenkte mich noch Herr F. Bluntschli mit einem Kistchen feiner Cigarren, die ich glücklich über die österreichische Grenze schmuggelte. Zum zweiten Male betrat ich München am 20. April. Zwei Jahre früher hatte mich Grosspapa als Leibmedicus zu einer Reise mitgenommen, deren Ziel der Besuch seiner Schwiegertochter und seiner Enkelinnen in Halle a. d. Saale war. Der 75jährige Greis ermüdete dabei seinen Enkel auf das gründlichste. Die Reise gieng damals über München, Nürnberg, Leipzig, Halle, Kassel, Frankfurt. Die Wanzen in Leipzig und die grässliche Unreinlichkeit in Halle trugen in der Erinnerung fast den Sieg davon. — Jetzt genoss ich München und seine Schätze, fröhlich bewillkommt von Schweizern, meistens alten Tigurinern, denen ich als Paukarzt und Unparteiischer viel-

---

[1] Die Nothwendigkeit auswärtigen Studiums möchte ich auch bei der vortrefflichsten Besetzung der heimischen Lehrstühle doch stets aufrecht erhalten:

1) ist das Medizinstudium bis zur Erlernung technischer Sicherheit weder in $4^1/_2$ noch in 5 Jahren zu bewältigen;

2) ist oft in dem, was dem Studium zu Grunde gelegt werden kann, dem Quantum und Quale des Materials, eine Ergänzung nöthig und entscheidet nicht selten über die künftige Laufbahn;

3) wird die kritische Befähigung und das eigene Nachdenken erst durch das Anhören zweier Autoritäten über dasselbe Gebiet gefördert;

4) ist die Uebung in Sprachen von fundamentaler Bedeutung: ich meine damit nicht etwa bloss im Französischen, Englischen etc., sondern ganz besonders im Deutschen, zu Nutz und Frommen der schriftlichen Leistungen sowohl als der Sprache. Die zwei letzten Lemmas gelten auch für Juristen, Philologen und Theologen. Wenn man das grässliche Deutsch kennt, welches Philologen in der Schule sprechen und selbst amtlich drucken lassen, welches Pfarrer von der Kanzel ertönen lassen, so wird man namentlich dem Wunsche beistimmen, dass auch Philologen und Theologen länger im Auslande verbleiben, ja erstere womöglich eine deutsche Schulstelle einige Zeit versehen.

fache Dienste geleistet hatte. Der frühere längere Aufenthalt erlaubte mir mehr eine Rekapitulation, und die einzige Person unter den Medizinern, die mich interessiren konnte, der frühere Zürcher Kliniker Professor Pfeuffer, war mir von 1852 her noch wohl in der Erinnerung. Ich besuchte damals seine Klinik und machte mit ihm und seinem Assistenten, dem schweigsamen Dr. Tiersch, die Visite.

Ueber Regensburg, in abscheulicher Postfahrt, gegen welche von Linz an die herrliche Donaufahrt sehr abstach, kam ich am 25. April in Wien an und wurde von den alten Freunden, A. Nüscheler, W. Meyer, F. Schulthess und Fr. Ernst, begrüsst und gleich ins gewählte Logis gebracht. Die grosse Stadt voll reicher Kunstschätze, die Theater, die freundliche Umgebung, in welcher wir Schweizer unter Führung Fr. Fetscherins regelmässig umherwanderten, all das erfrischte den Examenmüden ganz gewaltig, und wirklich zeigten sich auch die bessern Lebensverhältnisse in kräftigerem Aussehen.

Die wissenschaftlichen Schätze waren sehr vertheilt und sehr verschieden werthvoll: Oppolzers Klinik bot dem Schüler Hasses nichts Neues, umsoweniger als Oppolzer mehr angewandte Arzneimittellehre für seine österreichischen Schüler lehrte; Skoda dagegen, von meinen Freunden fast gar nicht besucht, gab Körner der Weisheit, die freilich mühsam gesammelt werden mussten; noch heute besitze ich Notizen aus Skodas Klinik, die mir in meiner Thätigkeit als praktischer Arzt werthvoll gewesen sind. Ich habe nie begreifen können, wie man Skoda einen Nihilisten nennen konnte; er war sehr positiv, aber nur im Erprobten.

Bei den Chirurgen Schuh und v. Dumreicher imponirte die Menge und Art der Krankheitsfälle. Bei letzterem durfte ich häufig Verbände machen, als sein Assistent, L. Dittel, mich im Operationskurs kennen gelernt hatte.

Das Beste war Hebras Klinik für Hautkrankheiten. Scharfe,

nüchterne Beobachtung, rücksichtslose Untersuchung, stets eifrigst kontrollirte Therapie, das lernte man da an einem riesigen Material und in belebter, oft humoristischer Form. Der Typus des Empirikers bester Art war in Hebra ausgeprägt, so sehr, dass ihm theoretische Spekulationen nie gelangen, sondern uns physiologisch flott Geschulte meistens mit hellem Jocus erfüllten. Ich habe von Hebra ungemein viel gelernt und zeitlebens eine Vorliebe für die Behandlung der Hautkrankheiten behalten, ja sie vielfach äusserst glücklich behandelt, weil ich die scharfe Unterscheidung der Formen und Stadien kennen gelernt hatte. Eine wichtige Rolle spielte die Geburtshülfe. Der alte Klein war die geschwätzige Hebamme, das bekannte Endstadium der meisten Accoucheurs. Aber das Material war gross und stand dem fleissigen „Journalisten" zur Disposition, so dass man Sicherheit erwarb und, mit ordentlichen Vorkenntnissen versehen, wirklich profitirte.

Der tägliche Verkehr mit meinen medizinischen Landsleuten drohte eine grosse Einseitigkeit des Urtheils zu erzeugen. Zum Glück machte ich allmälig die Bekanntschaft anderer, welche im gleichen Alter und zu gleichem Zwecke in Wien und anderswo studirt hatten und frische Anschauungen brachten. Der Erste, mit dem ich mich näher verband, war Moritz Schneller aus Danzig, heute der angesehenste Augenarzt dortiger Gegend, und als Denker und Forscher höchst bedeutsam. Wir fanden uns dadurch, dass wir im Kampfe der Meinungen je die physiologische Präcision geltend machten und uns so als Helmholtzs und Ludwigs Schüler kennen lernten. Wie mangelhaft war dagegen die physiologische Bildung besonders der Oesterreicher und Baiern!

Schon in den ersten Stunden bei Hebra entdeckte ich in den ersten Bänken einen besonders schönen jungen Mann, dessen blaue Augen einen Ausdruck reiner Güte und Milde zeigten. Ich beschloss, seine Bekanntschaft zu machen, aber nicht etwa gewahsam, zudringlich, sondern ganz dem Zusammentreffen mich über-

lassend. Es gelang, und ich erwarb den besten Freund, den liebenswürdigsten Genossen, meinen herrlichen Wilhelm Hess aus Mainz.

Unter den Oesterreichern trat mir besonders nahe Joseph Pircher aus Meran. Ich war durch ihn auf die positiven Vorzüge von Skoda aufmerksam gemacht worden und lernte in dem munteren Tyroler einen scharfsinnigen Diagnostiker kennen. Der jetzige kaiserliche Rath und Bürgermeister von Meran, der Hauptförderer dieses Kurortes, war schon 1854 ein umfassenderer Kopf, als seine Landsleute es gewöhnlich sind. Durch Pircher wurde ich mit Peter Haspinger, dem Genossen Hofers, bekannt und kam öfters mit ihm in Döbling zusammen.

Eine besonders befriedigende Richtung bekam nun meine ganze Thätigkeit, als ich an die Stelle der Geburtshülfe die Augenheilkunde setzte und bei Ed. Jäger den Augenspiegelkurs nahm. Die Augenheilkunde war an der Stätte Barths, Beers etc. sehr herabgekommen. Rosas lehrte sie an der Universität. Ich sah den schweren, stattlichen Mann öfter, aber es fiel mir nicht ein, seine Klinik regelmässig zu besuchen; sie galt als sehr veraltet und war es auch. Ich hatte genug an der Begründung: „Wenn links eine Augenentzündung, setzt man das Blasenpflaster hinters rechte Ohr — wegen der Pyramidenkreuzung."

Die kleine Gemeinde, welche sich noch mit Augenheilkunde beschäftigte, fand sich am Schottenthor, im Hause Friedrich Jägers, zusammen. Auch da war nur eine kleine Poliklinik, die bloss Werth bekam, weil damals zwei Männer sie besuchten, die uns Lehrer wurden, denn den „alten" Jäger, diesen schönen, feinen Greis, sah man nur selten und der „junge" glitt lautlos durchs Zimmer und war nur im Augenspiegelkurs thätig und lehrend. — Um einen Begriff zu geben, wie wenig man lernen konnte, erwähne ich nur Folgendes: Täglich sahen wir Eduard Jäger in ein kleines Fläschchen mit dunkler Flüssigkeit den Pinsel eintauchen und Patienten einstreichen. Auf die Frage: was es sei, die Ant-

wort: ein Familiengeheimnis! Vermuthlich der Spinatsaft, von dem Strohmeyer erzählt.

In der Fensterecke standen aber Eugen Seitz, der Uebersetzer von Desmarres und spätere Kliniker in Giessen, der uns die entzündlicheren Fälle erklärte, und Wilhelm v. Zehender, jetzt Professor der Augenheilkunde in Rostock, der seine Kenntnisse in der Optik und speziell in der Ophthalmoskopie uns mittheilte. Während wir bei Eduard Jäger nur das Technische des Augenspiegels erlernten und eine Reihe von Krankheitsbildern sahen, die uns mehr als Farbenänderungen, denn als pathologisch-anatomische Vorgänge vorgeführt wurden, bot doch auch die Klinik am Tage, durch die bereitwillige Unterstützung der Genannten, einigen Werth. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn Jäger war offenbar ein gestörtes; jener hielt auf dem Schüler Albrecht v. Græfe mehr, und rührend war es zu sehen, mit welcher Freude und welchem Stolz er den eben erschienenen, *ihm* gewidmeten ersten Band des Archivs immer und immer wieder den Aerzten zeigte — zum deutlichen Aerger des Sohnes, der eben seine beste Zeit mit allen möglichen Gewehrerfindungen verloren hatte und sie nie mehr zurückerwarb. Ich bin Eduard Jäger stets dankbar gewesen, dass er mich in die Ophthalmoskopie einführte; aber ich protestire noch heute dagegen, wenn man die mangelnde Réussite des braven Zeichners und Malers wo anders als in seiner eigenen Zerfahrenheit finden will. Am Schottenthor trafen wir uns auch nach Schluss des Semesters täglich, Wilhelm Hess und ich. Die schönen Augustnachmittage sahen uns oft auf den hübschen Bergen in der Umgebung Wiens, z. B. auf dem grossen Aninger, St. Gumpoldskirchen, und mehr und mehr fühlte ich, welcher Schatz mir zu Theil geworden. Nach einunddreissig Jahren fühle ich es noch mehr. — Abends kehrten wir hie und da bei W. v. Zehender ein und liessen uns von ihm noch seinen Artikel im ersten Bande des Archivs erklären. Während die Mehrzahl meiner Landsleute

abgereist war, blieben wir noch speziell für den ophthalmoskopischen Kurs und machten hie und da auch einen weitern Ausflug, wie über den Sömmering und, Anfangs September, nach Pesth.

Am 16. September reiste ich allein nach Prag, traf dort Freund Nüscheler und andere und blieb bis zum 21. Vorlesungen waren keine; ich freute mich an der alten, interessanten Stadt, den Fremden und freundlichen Landsleuten. Ueber Dresden, dessen Gemäldegalerien mich entzückten, und Leipzig, wo Carl Ulrich, H. Meyer und C. Baumann mich festhielten und mir köstliche Tage bereiteten, kam ich nach Halle zu meiner Tante und eilte dann, sobald die Wahrscheinlichkeit vorlag, dass Kurse und Vorlesungen beginnen, nach Berlin. Seit v. Zehender mir Albrecht v. Græfes Bedeutung geschildert hatte, seit ich Friedr. Jägers selbstlose Bewunderung des Schülers mit angehört hatte, zog es mich zu den Füssen des jungen, kaum genannten Mannes.

Als ich Mitte Oktober 1854 in Berlin ankam, war v. Græfe noch nicht anwesend. Ich hatte für ihn nur einen Gruss von Zehender, sonst keine Empfehlungen, und suchte, nach der ersten Orientirung, die Klinik in Karlsstrasse 45 auf. Da fand ich in der Corona, welche des Assistenten, Dr. Michaelis, Stuhl umgab, meinen lieben Freund und Landsmann Th. Bænziger, der mich sofort bekannt machte, unter andern auch mit Dr. Pagenstecher aus Wiesbaden, dem später so bekannt gewordenen Hofrath Alexander Pagenstecher. Gleich von Beginn meines Berliner Aufenthaltes an fesselte mich die v. Græfesche Klinik; denn trotz des gewaltigen Abstandes zwischen dem Chef und den Gehülfen war doch auch unter den letztern Methode der Untersuchung und Behandlung, Anzahl und Qualität der Fälle so haushoch über dem, was ich bisher gesehen hatte, dass es mir vorkam, wie wenn ich in eine neue Welt einträte. Mit grosser Freundlichkeit und nimmer müder Geduld nahm uns besonders Michaelis auf und zeigte uns das Heer der Lid-, Bindehaut- und Corneakrankheiten. Nur selten sah

man Schuft (später Waldau) und Ewers, während wir sofort bei Liebreich einen Augenspiegelkurs nahmen, für mich zur Uebung und Erweiterung meiner Erfahrung an den zahlreichen Fällen. Während ich am Vormittage in der „Karlsstrasse“ blieb und alle die kleinen Hilfen und Methoden der Behandlung kennen lernte und ausführte, war der Nachmittag bis zu v. Græfes Ankunft dem Besuche der Sehenswürdigkeiten gewidmet. Nur eine Empfehlung gab ich ab: beim Leibarzte der Königin, Geh.-Rath Dr. Stosch, dem Schwager meiner Tante. Der alte, liebenswürdige Herr, der schon längst mit sammt seiner ganzen Medizin kalt gestellt war, besonders durch Schönlein und Dieffenbach, empfieng mich freundlich und lud mich zum Mittagessen ein. Ich sass inmitten des alten geheimräthlichen Berlin aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. Die Damen (Geheimräthin Stosch und Generalin Ledebad) wussten mich nicht besser zu unterhalten als durch die Schilderung der grässlichen Menschen: Schweizer, Juden und Polen, welche allein die 48er Jahre gemacht haben, und gehöriges Schimpfen auf die gottverlassenen Republikaner. Dies und die Sitte, sich nach dem Essen zu küssen anstatt zu waschen, machte meinen ersten Besuch zum letzten.

So war ich nun ganz frei mit meiner Zeit. Wenn ich auch heute noch begreife, dass mir Republikaner für immer unmöglich war, jene Gesellschaft wieder aufzusuchen, so ist mir doch später als Fehler erschienen, dass ich nicht andere Empfehlungen gesucht und benützt habe, so besonders bei Schönlein und anderen. Zwar war ja bald meine ganze Tageszeit occupirt; allein hie und da hätte ein Stündchen für einen Besuch, eine Einladung etc. wohl erübrigt werden können, und mir hätte etwas mehr Schliff sehr gut gethan. Doch mag auch die völlige Concentration auf ein Ziel die Ursache des völligen Gelingens geworden sein.

Die Abende vereinigten uns angehende Ophthalmologen in der Regel in einem Bierhause und zwar zu reger Förderung

des am Tage Erlebten. Allmälig wurde die Gesellschaft immer grösser, von allen Seiten kamen ausser meinen speziellen Landsleuten Dr. Meyer, Nüscheler, Haffter und Ernst Kollegen, welche die Examina hinter sich hatten und sich noch speziell mit einigen Gebieten der Medizin beschäftigen wollten. Da waren ausser Bænziger in St. Gallen, Pagenstecher in Wiesbaden, die ich schon nannte, meinem Wienerfreunde Schneller, der aber noch im Examen war, vor allem: v. Tröltsch, der später so berühmte Ohrenarzt in Würzburg, v. Rothmund, der ophthalmologische Kliniker in München, sein Rival Nussbaum, der Chirurg, damals schon bekannt durch das krystallene Hemdknöpfchen als Cornea artificialis. Dann Adolf Weber aus Darmstadt, ein erfinderischer Kopf in jedem Sinne. — Für uns alle gieng das rechte Leben erst an, als am 10. November v. Græfe selbst die Klinik begann. Von dem Eindrucke habe ich anderswo[1] eine Schilderung zu geben versucht: die imponirende Wirkung des mit vollen Händen neue Wissenschaft uns bietenden Forschers vergesellschaftete sich von Anfang an mit der den Enthusiasmus anfachenden Verehrung für die sympathische, liebenswürdige, humane Natur. In dieser Jugendepoche war die Harmonie des Forschers, Lehrers, Arztes und des Menschen im Ganzen eine vollkommene und einzige.

Morgens ungefähr um 9 Uhr begann das theoretische Kolleg, das, in fliessender Sprache und lebhafter Schilderung, das ganze Gebiet der Augenheilkunde durchsprach. Ich suchte dem äusserst raschen Vortrage nachzukommen und arbeitete mit grosser Regelmässigkeit täglich den Vortrag aus. Dies Heft wurde noch viele Jahre später vielfach kopirt und bot die Unterlage für Vorträge des Assistenten. Die Klinik war reich an Material und die Art der Besprechung der Fälle ebenso interessant als tiefgründig. Mir schien es, wie wenn ich eine ganz neue Wissenschaft hörte, und

[1] Biblioth. Univers. de la Suisse Romande. Mars 1875.

rasch entschloss ich mich, den einzig richtigen Weg einzuschlagen: zu praktiziren wie ein Student, mir Fälle zutheilen zu lassen, über sie *coram publico* zu referiren, mich examiniren und korrigiren zu lassen. Bei v. Græfes feinen Formen durfte auch ein wohlbestallter *med. Dr.* dies riskiren. Ich gieng zu v. Græfe und bat ihn, mich als Praktikanten aufzunehmen. Dieses freie Geständnis der eigenen Ignoranz schien zu frappiren; in eingehendem Gespräche erkundigte er sich über meinen Studiengang und speziell über meine physiologische Bildung. Der erste Fall, der mir zugewiesen wurde, war eine Trochlearisparalyse. Zum ersten Male war die Diagnose dieses Leidens im ersten Bande des Archivs mitgetheilt worden und die Methode der Untersuchung mir ganz neu. Ich that mein Bestes, machte die Diagnose nicht, aber gab den Thatbestand richtig. Der zweite Fall war eine Episkleritis, ebenfalls für mich ein absolutes Novum. Ich schilderte so gut als möglich was ich sah und dachte im Stillen dankbar an denjenigen, der mich nach Berlin gewiesen, an v. Zehender, aber auch lächelnd an die Naivetät, mit der ich geglaubt hatte, schon etwas von Augenheilkunde zu verstehen.

An die Klinik schloss sich die Poliklinik, zu deren stetem Besuche ich bald die Erlaubnis bekam; hatte vor spätem Mittagessen noch, wenn es angieng, ein Besuch in der Langenbeckschen Klinik Platz gefunden, so war ich besonders zufrieden.

Der Nachmittag brachte, nach dem rasch besorgten Mittagessen, einen lebhaften Kaffeeschwatz in Völkers Konditorei, dann Arbeit am Kollegienhefte und neue Litteratur — am Abend stets Augenspiegelkurs und nachher ophthalmologisches Kränzchen mit Vortrag und Diskussion oder freie Besprechung. Im Anfang suchte ich mich, durch Besuch der Kliniken v. Langenbecks, Schönleins, Jüngkens und Rombergs, mit dem ganzen klinischen Lehrkörper bekannt zu machen, und gerne hätte ich des erstern Klinik, die so viel Interessantes bot, gehört, aber die Stellung, die ich in

kurzer Zeit in Græfes Klinik einnahm, machte es zeitlich unmöglich. Leichteren Herzens gab ich die andern auf: Schönlein war alt und sprach äusserst mühsam, wenn auch geistvoll zusammenfassend; er fehlte oft, und sonst kollidirte seine Klinik mit der v. Græfeschen. Geradezu abstossend war die Jüngkensche Klinik: in einer der ersten Stunden sah ich bei ihm einen Chloroformtod ohne den leisesten Versuch einer Wiederbelebung; vielmehr wurde die Amputation des Unterschenkels vollendet, der Verband mit schmalen Heftpflasterstreifen völlig ausgeführt und nun grossartig proklamirt: „Der Mann ist todt, aber der Mann ist nicht am Chloroform gestorben, er wäre auch sonst gestorben.“ Ich hatte für immer genug von dem Geheimen Ober-Medizinalrath. Ein ganz trefflicher Operationskurs beim „alten Schlemm“, den ich Bænzigers Initiative verdankte, hielt mich in chirurgischer Anatomie und Technik frisch, und manch treffliches Wort hörten wir da aus des Alten Munde, der, das Weissbierglas und die Cigarre (von uns ponirt) abwechselnd benützend, im langen grauen Hausrock, in hohen Filzstiefeln, gemüthlich da sass und langsam und sicher alle Methoden der Unterbindungen etc. zeigte. Dabei fielen nicht wenige Hiebe auf die anatomischen Schnitzer des Herrn Jüngken und ebenso viele Laute der Anerkennung für den bescheidenen Wilms, den Chirurgen von Bethanien, den ich auch einige Male am Werke sah. Als Wundarzt im engern Sinne war er entschieden der Beste.

In glücklicher Stimmung, begeistert und fleissig, Wissenschaft und Freundschaft köstlich vereinigt geniessend, rückte ich in die grauen Tage des Novembers hinein. Es sollte die wichtigste Entscheidung nicht lange ausbleiben. Am 24. November, nach Schluss der Vorlesung, hiess mich Dr. Michaelis in v. Græfes Zimmer gehen, da dieser mir etwas zu sagen habe. Neugierig trat ich ein. Er stand am Ofen, sich wärmend, und begrüsste mich mit den Worten: „Wollen Sie mein Assistent werden?“ —

Obgleich völlig überrascht, zögerte ich nicht, sofort „Ja!“ zu sagen; worauf die kurze Antwort: „Gut, fangen Sie gleich an!“

Dr. Niemann, der sogenannte chef de clinique, der, noch im Cursus, eigentlich nur Protokoll in der Poliklinik führte und, so weit es seine Zeit zuliess, assistirte, war plötzlich zur Abreise genöthigt, um einen Kranken von Madeira zu holen.[1] Am 23. November Abends berieth v. Græfe mit seinen Assistenten, wer Nachfolger werden solle; da Bænziger bald abreisen wollte, stimmten alle für mich. Ich darf sagen, dass die Genossen, mit einer einzigen Ausnahme, sich über mein Glück freuten und es mir mündlich und schriftlich bezeugten.

Nun war ich Famulus und chef de clinique der v. Græfeschen Klinik — der erste mit seinem Examen Fertige, der erste Ausländer, der erste, der sich speziell mit Augenheilkunde beschäftigen wollte und konnte. Die bisherige Stellung war sehr unbedeutend; sie gab aber das Recht der Gegenwart auch bei den Operationen für die Pflicht der Protokollführung, die übrigens in kürzester Form geschah. Es hieng von mir ab, was ich aus der Stellung machen würde, da die ältern Assistenten gerne sich ersetzen liessen, wenn man weiter nichts verlangte als arbeiten. Und Honorar oder dergleichen war nicht!

Einerseits meine Kenntnisse in der Ophthalmoskopie, andrerseits meine Gewandtheit im Mikroskopieren brachten mich gleich in etwas andere Stellung. In ersterer Richtung konnte ich in der Poliklinik für Liebreich eintreten und in letzterer oft für die Klinik Demonstrationen vorbereiten. Allmälig kam ich auch in die Privatzimmer der Klinik, war bei allen, auch den Privatoperationen derjenige, der die Instrumente reichte, und musste selbst

[1] Niemann setzte sich in Magdeburg und machte sehr gute Carrière. Nach 30 Jahren schrieb ich an ihn betreffend Probst Rötgers Abhandlung über Neros Smaragd und verdankte ihm die Zusendung der seltenen Schrift.

in die Stadt zu Operationen mitfahren. Meine Liebe zur Arbeit und zur Person unseres Chefs liess mich über alle kleinern Hindernisse wegsehen, und die gewöhnliche Zeiteintheilung wurde allmälig: 7 ½ Uhr Frühstück, 4 Uhr Mittagessen, 8 oder 9 Uhr eine Portion mit Bier, und selten vor 12 oder 1 Uhr zu Bette. Das alles ertrug ich bei mangelhafter Kleidung und geringem Essen den ganzen Winter hindurch sehr gut, besonders als ich das furchtbar kalte Zimmer überm Thorweg (Luisenstrasse 40) mit einem warmen, grossen (Charitéstrasse 1) vertauscht hatte. In der kurzen Zeit zwischen 5 und 7 Uhr waren die schriftlichen Arbeiten zu machen, resp. die spätere Nacht noch dazu zu nehmen.

Leicht begreiflich ist es, dass eine solche Ausfüllung der Zeit mit neuem Material, die Verarbeitung desselben und die Rezeption der ja mir noch neuen Litteratur eigene Produktion hinderte. Dazu kommt, dass ich meiner ganzen Natur nach nicht zu früher Aushingabe der eigenen Beobachtung neige, vielmehr, bei meiner hohen Achtung für die Wahrheit, Genauigkeit und Vollständigkeit der Beobachtung, nie genug bekommen konnte. Es war ein Fehler, dass ich in dieser Epoche nicht geradezu zur litterarischen Produktion gedrängt und in ihrer Technik unterrichtet wurde; Stoff genug war da, und der Jugend wird viel eher etwas Keckheit verziehen als der reifen Manneszeit. Allein v. Græfe veröffentlichte in dieser Zeit alles selbst, was er für interessant hielt, und selbstverständlich fehlte es ihm an Zeit, sich mit uns zu beschäftigen. Ich habe später, als Lehrer, alles Mögliche gethan, um meine Schüler zur litterarischen Arbeit anzuleiten, und gerade deshalb mein Bestes in Dissertationen etc. niedergelegt. Wie oft gelang es mir, Schüler, die sich vor jeder Veröffentlichung fürchteten, durch Einlernen der Technik, der Disponirung der bibliographischen Nachforschungen, zum Schriftstellern (in gutem Sinne) zu bringen. Wir Schweizer sind in dieser Richtung sehr schwerfällig und haben vor der Oeffentlichkeit viel zu viel Achtung, als dass wir leicht-

hin und um des Effektes willen drauf los schreiben würden. Es gibt keine grössern Gegensätze in der Litteratur, als den echten Schweizer und den . . . . . Der erstere wird Schriftsteller mit 50 Jahren (G. Keller, C. F. Meyer, Sonderegger, Cloëtta u. s. w.), weil er nicht mehr anders kann und alles längst bereitet, durchdacht, vollendet hat. Die reife Frucht muss fallen. Der . . . . schreibt fürs Geschäft: ein Handbuch, um sich damit zu annonciren, vorläufige Mittheilungen *en masse* als Reclameannoncen; dialektische Eiertänze ohne eine Spur produktiven Inhalts und förderlicher Arbeit. Natürlich gilt beides nur für die Mehrzahl und hat zum Glück Ausnahmen; aber im Grossen und Ganzen ist doch der Gegensatz ein frappanter: Sache gegen Person, republikanischer Gemeinsinn gegen Egoismus. Wirklich glaube ich, dass der Unterschied theilweise auf der Differenz der politischen Stellung und Bildung beruht, und eben die Notwendigkeit, erst sich bemerkbar zu machen und trotz entgegenstehender öffentlicher Verhältnisse sich Geltung zu verschaffen, die natürliche Erklärung gibt. Daraus erwachsen freilich Ansichten, die wenigstens in akademischen Kreisen völlig verwerflich sind: „dass Reclame nöthig, ja das Wichtigste; dass Kritik höher stehe als Produktion"; — ja dass die ganze litterarische Arbeit eine parasitische wird, sich Produktionen anderer ansaugt u. s. w.

Da die Vertiefung in der Beobachtung, die beschreibende und systematische Naturwissenschaft mir weit näher lag als die aprioristische Konstruktion, so fühlte ich mich in der Ansammlung der Thatsachen glücklich; wohl aber darf ich sagen, dass ich es nie bei der blossen Betrachtung bewenden liess, sondern in zwei Richtungen später immer bewusster arbeitete, in strenger Systematisirung des Zusammengehörigen und ernster ätiologischer Forschung. So sicher es ist, dass aprioristische, deduzirend vorgehende Köpfe schlechte Aerzte sind, dass nur die strengste Induktion den individualisirenden Arzt bildet, dass deshalb auch die

grössten Aerzte nicht fruchtbare Schriftsteller sind, so ist all das nicht ausreichend, um die Faulheit im litterarischen Arbeiten zu entschuldigen und der Feigheit das Wort zu reden, welche die Aeusserung der eigenen Ansicht fürchtet. Entschuldbarer wird's, wenn akademische Stellung die Gelegenheit gibt, alles einem grossen Kreise von Schülern mitzutheilen und durch die Vererbung unsterblich zu machen — sicherer selbst, als auf dem Wege des Buchdruckes.

Dass sich bei mir das Talent der Beobachtung gerade durch die Concentration aussergewöhnlich entwickelte, kann ich wohl daraus entnehmen, dass ich nach v. Græfes Tod durch v. Zehender erfuhr, dass ersterer in einem Briefe mich den besten Beobachter unter seinen Schülern genannt hatte.

Die Beziehungen zu v. Græfe gestalteten sich immer freundschaftlicher, je mehr er sah, dass ich ihm die Last vermindern wollte, ohne die ohnehin bestehende Eifersucht der ältern Assistenten zu erregen. Ich wurde regelmässiger Gast an den Abenden (Donnerstags), wo er in seiner Wohnung (Kayserlingksches Haus No. 6 unter den Linden) seine Freunde sah. Eine L'hombre-, eine Whistpartie, wohl bis 1 ja 2 Uhr Morgens, waren die Centralpunkte des Abends und für die Nichtspielenden der Aufenthalt im Zimmer nicht sehr angenehm wegen des grässlichen Gekreisches der sehr eifrigen Spieler. Ich pflegte mein Glas Erlanger-Bier zu trinken und mit den Nichtspielern mich zu unterhalten; oft auch setzte sich v. Græfe zu mir und besprach noch Kranke oder machte auch eine Schachpartie mit mir. Ueberhaupt war v. Græfe in diesem Wintersemester (54/55) sehr heiter und aufgeräumt und häufig — noch nach Jahren — äusserte er, dass er nie begeistertere Zuhörer und angenehmere Beziehungen zu ihnen gehabt habe. Dies veranlasste ihn auch, mich aufzufordern, vor Schluss des Semesters die Zuhörer zu einem Souper in seiner Wohnung zu versammeln und sowohl den ophthalmologischen Klub (Michaelis,

Liebreich, Horner, Nussbaum, v. Tröltsch, Rothmund, v. Ickstadt, Meyer, Haffter, Nüscheler, A. Weber), als die übrigen regelmässigen Zuhörer einzuladen. Freilich musste ich auch alles arrangiren. Es war ein köstlicher Abend! Die offizielle Anrede war Nussbaum übertragen worden, da ich als Assistent abgelehnt hatte. Auf sie antwortete v. Græfe in einem begeisterten Toaste auf die „Träger der ‚Wissenschaft, die strebsame Jugend." Damrosch, der später für das Musikleben New-Yorks so bedeutende Geiger, erfreute uns mit Solovorträgen zwischen unsern Liedern. Schliesslich überbrachte ich, im Führer-Kostüm, und im Dialekte sprechend, dem Besteiger des Mischabel und dem Freunde der Alpen einen Alpenrosenstrauss. Der Jubel war allgemein und oft erinnerte v. Græfe sich noch an jenen heitern Schluss.

In den Osterferien war ich ziemlich allein; meine Landsleute, die Leute vom Josty-Klub reisten ab; nur von den Kursisten, die nun das Examen gemacht hatten, blieben einige, vor allem Alfred Græfe, der Vetter Albrechts, der nun in nähere Beziehung zur Klinik trat. Die grösste Freude bereitete mir aber, dass Wilhelm Hess schrieb, er werde nach Berlin kommen. Er hatte auch im Laufe des Winters Doctor-Promotion und Staatsexamen absolvirt und gedachte nun, ohne zum voraus sich zu specialisiren, in Berlin seine Studien fortzusetzen. Ich brachte ihn sofort in unsern Kreis, bekam die Erlaubnis, dass er immer der Poliklinik beiwohnen könne, und legte so den Grund dazu, dass er später mein Nachfolger wurde.

Der Monat Mai änderte nun freilich alle Projekte.

Es war v. Græfes Geburtstag (22. Mai); wir hatten verabredet, um 6 Uhr früh mit Musik ihn zu wecken. Wie gewöhnlich erwachte ich oft und um 4 Uhr wollte ich mich zurecht machen. Wie erschrecke ich, als ich eine äusserst heftige Entzündung meines rechten Auges sehe Ich bleibe zu Hause und gehe um 8 Uhr nach der Klinik; v. Græfe kommt schon die Treppe

herunter und erschrickt auch bei meinem Anblick: Ich hatte einen heftigen Ausbruch der sogenannten ägyptischen Augenentzündung, und bald war auch das linke Auge gleich erkrankt. Leider wurde, nach damaliger Sitte, Höllensteinlösung sofort angewendet und dadurch die Entzündung gesteigert. Es folgten nun schlimme, ängstliche Tage: Dunkelheit, dreissig Blutegel, Blasenpflaster u.s.w., aber treue Pflege durch v. Græfe. Nach zehn Tagen war die heftige Entzündung vorüber; ich konnte wieder ins Freie; dann begann Cuprum-Behandlung, und diese lernte ich an mir selbst machen. Doch war's für lange Zeit mit dem Mikroskopiren vorbei und ich blieb mehr Zuschauer als Assistent. Die Krankheit hatte ich in der Poliklinik bekommen, wo damals gerade mehrere Dutzend vom Kaiser-Alexander-Regiment in Behandlung kamen und täglich durch meine Finger giengen. Trotz häufigen Waschens war doch wohl direkte Uebertragung zu beschuldigen, da wir damals von Desinfiziren noch so viel als gar nichts wussten. Natürlich trug diese Erkrankung und die ihr folgende Zwangslage dazu bei, den Gedanken der Abreise, den ich immer von mir gewiesen hatte, näher zu rücken. Zwar drängte mein gütiger Grossvater gar nicht, da er wusste, dass ich meine Zeit gut anwende; ja ich will gleich hier einschalten, dass er mir später sogar noch eine Reise nach England proponirte, die ich Thor ausschlug. Aber es schien mir jetzt meine Zeit nicht ganz ausgefüllt und die Thätigkeit als Zuschauer für eine Reise nach Paris und dortigen Aufenthalt besonders geeignet. Mit schwerem Herzen trennte ich mich von Berlin und der schönsten Zeit meines Studienlebens, welche für alle Zeit hin entscheidend für mich gewesen war. Nicht nur die Erlernung der Ophthalmologie aus der besten, ersten Quelle im weitesten Umfange, auf breiter Basis, war der unverlierbare Gewinn, sondern auch der tägliche Umgang mit einem genialen und ebenso liebenswürdigen Manne, das Anhören des vorzüglichsten Klinikers, die nähere Bekanntschaft mit andern hochbedeutenden

Männern (vor allen Donders[1]), die Uebung in der Anspannung aller Kräfte u. s. w., das wirkte bleibend auf den Menschen, auf den Arzt, auf den künftigen Lehrer. Auch die Art, wie v. Græfe damals die Humanität kultivirte und den Erwerb geradezu vernachlässigte, musste, wenn es nöthig gewesen wäre, günstig wirken. Leider war ich in dieser Vernachlässigung des Erwerbs ihm allezeit über! Nur eines kam zu kurz, wie oben schon ausgeführt, die litterarische Produktion.

Als ich v. Græfe meinen Entschluss mittheilte, gegen Ende des Semesters abzureisen, billigte er es, gab mir Empfehlungen nach Paris, worin er mich „mon ami et assistant“ nannte, und stellte mir nur zwei Bedingungen: 1) meinen Nachfolger vorzuschlagen (die Assistentenstelle war nur provisorisch versehen worden und v. Græfe wollte einen mit den Examen fertigen Mann), 2) mit den Freunden, die ich um mich zu sehen wünsche und selbst einladen solle, bei ihm den letzten Abend zuzubringen. Die erste Bedingung war leicht erfüllt: Wilhelm Hess wurde mein Nachfolger; die Realisirung der zweiten war allerliebst. Wir hatten ein belebtes Nachtessen, an dessen Schluss v. Græfe mir ein Zeugnis und — ein Staarmesser überreichte. Bis jetzt hatte ich ihn alle Staaroperationen mit den sechs Messern eines kleinen Etui machen sehen, das er noch von seinem Vater geerbt hatte. Nun beraubte er sich eines dieser Messer und gab es mir. Beim Abschied zeigte er mir an, dass sein Wagen und der alte Kutscher, Veit Paddenheim, mich am Morgen zum Bahnhof bringen würden.

---

[1] Donders hatte schon 1851 in Bowmans Hause A. v. Græfes Bekanntschaft gemacht. Weihnacht 1854 kam er nach Berlin, in der ausgesprochenen Absicht, praktische Augenheilkunde und operative Thätigkeit seiner physiologischen beizugesellen. Er war stets in der Klinik, operirte in der Poliklinik und verkehrte mit mir, dem Repräsentanten der poliklinischen Praxis, häufig. Die Begegnung im Jahre 1854 war der Ausgangspunkt eines freundschaftlichen Verkehrs mit dem grossen Physiologen, der Jahr um Jahr intimer wurde. Dass ich der empfangende Theil war, versteht sich von selbst.

Zunächst fuhr ich nach Leipzig, um beim schweizerischen Generalkonsul Hirzel den letzten Rest meines Kredits zu erheben, und dann quer durch Deutschland nach Mainz und Wiesbaden. Dort introduzirte mich ein Brief von Wilhelm Hess, mit der Nachricht seiner Wahl als Assistent, so in seiner Familie, dass ich in einer Sphäre liebenswürdigster Gastfreundschaft lebte; hier nahm Alex. Pagenstecher (sen.) den nun gut geschulten Bekannten vom November 1854 sehr gerne auf.[1]

Die Tage am schönen Rhein und in den Umgebungen von Wiesbaden thaten mir sehr wohl; einmal Luft, Licht und Gegend, dann die sympathischen Menschen und, allem voraus, in der Hess-schen Familie ein reizend schönes Familienleben, das die Kinder von drei Ehen zum harmonievollen, belebten Kreise zusammenfasste. Seit dem Tode meiner Eltern war dies die erste Zeit, in der ich den vollsten Reiz einer glücklichen Familie auf mich einwirken lassen konnte. Doch die Zeit drängte. Nach herrlicher Rheinfahrt gieng's nach Brüssel (vide später 1857), nach Gent zu van Eyk, den Beguinen und einem Wiener Studiengenossen, Nicolas Dumoulin, schliesslich nach Ostende, wo ein Meerbad, das ich aus dem Kahn ins Wasser springend nahm, mir im gleichen Grade Vorwürfe wie herrliche Erfrischung eintrug.

Nach einem flüchtigen Abstecher nach Antwerpen (Kathedrale,

---

[1] Die Zeit von 1854 gehörte noch in das straffe Polizeiregiment Hinkeldeys. Ich selbst sollte in 24 Stunden Berlin verlassen, weil ich keinen Heimatschein, sondern einen Pass hatte, und weil ich als Doctor etc. nicht immatrikulirt war. Vermuthlich war die v. Græfesche Sippe z. T. etwas anrüchig, und unter meinen Bekannten befand sich z. B. ein Tübinger Burschenschafter, der ausgewiesen wurde. Er soll in einer Wirthschaft politisirt haben. Als ich im Frühjahr meinen Pass auf dem Centralbureau der Polizei holte, um ihn in Leipzig erneuern zu lassen, befanden sich mehrere Bogen eng geschriebener Notizen darin, die der Beamte noch entfernte. Meine Ausweisung vermied ich durch Vorlage eines Heimatscheines.

Rubens), kam ich in Paris an, mit zehn, sage zehn Franken, welche die Droschkenfahrt zum Hôtel des Etrangers, 2 rue Racine, noch völlig aufzehrte. Und ich hatte weder Wechsel noch Kreditbrief. Echter Studentenleichtsinn! Gleich am folgenden Morgen begab ich mich zu einem Jugendfreunde und bat ihn um Aushülfe bis zur Ankunft des Kreditbriefes. Zögernd erhielt ich ein Zwanzigfrankenstück und sofort wurde dies vor meinen Augen ins Carnet eingetragen. Das bewirkte, dass ich die Münze unter das Bett warf und das Zimmer verliess. Ich erwähne dies, um ein Beispiel meiner Heftigkeit und Reizbarkeit zu geben. Mein Freund handelte ganz richtig, wenn auch nicht delikat; aber die kürzeste Ueberlegung hätte mir sagen müssen, dass nur in der Form gefehlt sei. Nur ein Oesterreicher, den ich von Wien her kannte, half und bald kam der Kreditbrief für Ulrich Zellweger an. Die kleine Episode trug nicht dazu bei, dass ich meiner schon in Wien und Berlin durchgeführten Methode untreu wurde, nicht einzig mit meinen Landsleuten umzugehen und Patois zu sprechen, sondern Auge und Ohr offen zu halten für die neuen, frischen Eindrücke. Einen grossen Fehler begieng ich freilich, indem ich weder Sprachlektionen nahm, noch den deutschen Umgang vermied. Und so bin ich auch nach circa vier Wochen von Paris abgereist, ohne die Geheimnisse der französischen Conversation ergründet zu haben. Die Gewandtheit des Sprechens (Lesen und Verstehen war mir leicht) lernte ich erst in der Praxis und besonders durch einen Aufenthalt in Bex (1871).

Der junge Mediziner, der in Paris ankommt, läuft Gefahr, durch Zersplitterung zu nichts zu kommen. Er besucht alle möglichen Kliniken, geht allen berühmten Namen nach, hört im Collège de France, in der Sorbonne, im Hôtel Dieu, der Charité, Pitié, in St. Louis, dem Hôpital de la Faculté, Hôpital Necker, Lariboisière — heute kommen noch viele neue hinzu — je einen Vortrag und, wenn er nach Hause soll, hat er, ausser der Louvre-

und Luxembourg-Galerie, noch eine Galerie medizinischer Namen bewundert, ohne jedoch irgend tiefer gedrungen zu sein. Dazu kommt, dass alle gleichartigen klinischen Vorträge (medizinische und chirurgische Klinik) auch gleichzeitig sind, so dass man, abgesehen von den Entfernungen, nur einen Professor hören kann. 1886 hat Quinquaud in St. Louis zuerst diese französische Routine durchbrochen. Ich habe auch andere gekannt, würdige Leute, brave Schweizer; sie sassen den ganzen Tag im Café de la Rotonde, jassten, und wenn sie nach Hause kamen, fanden die schlauen Freunde: es sei doch hübsch, sie seien ganz unverändert nach Hause gekommen. Schade fürs Geld und den Eltern eine Trauerkarte!

Neben der Ophthalmologie, falls darin für mich noch etwas zu lernen war, wollte ich allerdings die Chirurgen kennen lernen und womöglich einen Operationskurs nehmen, um die Methoden der französischen Chirurgie, speziell der Militär-Chirurgie, in der Ausführung zu sehen. Ich begann mit dem Besuche der Kliniken, in welchen aber, der Ferien wegen (September), meistens Stellvertreter der Professoren funktionirten; so für Nélaton, den ich später kennen lernte, Broca, für Jobert, Follin. Diese junge Schule, zu der noch Robin und Leudet (Rouen) als die Bekanntesten gehörten, war grösstentheils mit Lebert intim, hatte von ihm die pathologische Histologie gelernt und stand allerdings auf bedeutend avancirtem Terrain. Später sah ich auch Jobert de Lamballe, Pictet, Laugier, Malgaigne u. s. w. Nur kurz andeuten will ich, dass mir von den berühmten Namen der klare Nélaton und der geistreiche Ricord am besten gefielen. Zu meiner grössten Ueberraschung blieb Malgaigne, dessen Werke ich doch kannte, weit hinter meinen Erwartungen zurück. Er las Chirurgie an der Fakultät Abends, von fünf bis sechs, im ganz gefüllten Auditorium der Ecole de Médecine brillant, voll Satire und Witz, im höchsten Grade unterhaltend. In seiner Abtheilung im Hôpital St. Louis

machte ich die Visite mit und hörte nichts Neues, aber allerlei Ungeheuerliches, z. B. (mit Pathos): „Wenn Sie frieren, was thun Sie? Sie trinken Punsch. Womit fängt die Pyämie an? Mit Frost. Geben Sie Ihren Amputirten Punsch, dann bekommen sie keine Pyämie!“ Satis superque! In Bezug auf Verbände u. dgl. war gar nichts Neues zu sehen: Charpie und Cerat, Cerat und Charpie, voilà tout. Dass aber die Fülle des Materials eine Menge neuer und interessanter Krankheitsfälle enthielt, versteht sich von selbst, und so schrieb ich damals an meine Freunde, dass kein Mediziner nach Paris kommen soll, der nicht über eine tüchtige medizinische Durchbildung verfüge und im Stande sei, das vielgestaltige Material selbständig zu benützen. Der liberalen Weise, welche in Paris, wie in Wien, dem Fremden Zutritt gestattet, sowie er sich durch Visitenkarte, Empfehlung an einen Professor ausweist — ja selbst ohne dies — kann nicht genug Lob ertheilt werden.

Ich unterlasse es ganz, von den Kunstschätzen, den Theatern, von Versailles und Fontainebleau, von St. Germain und St. Cloud zu sprechen; das ist schon zu oft geschehen und anderswo besser zu lesen. Ich habe mich bemüht, viel und genau zu sehen. Mehr Werth hat es für mich, hier meine Erinnerungen an die ophthalmologische Klinik von Desmarres und an ihn selbst, sowie an den Verein deutscher Aerzte zu fixiren.

Man hatte mir gesagt, dass Desmarres sehr darauf sehe, dass sein Kurs bezahlt werde. Nach Eintreffen meines Kreditbriefes gieng ich nach der Klinik, rue Christine, erlegte mein Honorar, und übergab dann, nach Desmarres' Ankunft, die Karte v. Graefes. Die Klinik begann, rasch wurden einige Fälle erörtert, dann forderte Desmarres mich auf, seine Stelle einzunehmen, die Kranken zu behandeln, die Diagnosen zu stellen. Nicht ohne einige Scheu, namentlich auch wegen der Sprache, folgte ich seinem Rufe. Scharf sah er mir auf die Finger. Plötzlich lässt er die Thüren schliessen,

das poliklinische Publikum draussen warten, und nun beginnt er eine treffliche, formschöne, energische Rede, die mir das Blut nett in die Wangen trieb. Er zeigte seinen Zuhörern, meistens Nicht-Franzosen, wie die Augenheilkunde, welche früher von Frankreich aus genährt worden sei, hier jetzt tief stehe, an der Fakultät und den offiziellen Kliniken nicht gelehrt werde, wie unwissend die den Normalweg einschlagenden Doctoren der Pariser Fakultät in diesem wichtigen Gebiete seien und wie dagegen ein solcher „jeune homme“ (ich), der von Berlin komme, spielend das ganze Gebiet beherrsche. Er hob hervor, wie bedeutsam die „freien Kliniken“, wie die seinige, für die Ergänzung der Fakultät seien und wie sie wahrhaftig anderes verdienten, als beständige Bekämpfung.

Damit schliesst er, ruft seinen Assistenten, Castorani von Neapel, er solle fertig machen, und nimmt mich untern Arm. Auf der Treppe gibt er mir das Honorar zurück: „Est-ce que vous pensez que je prendrais de l'argent d'un ami de de Græfe!“ und eine Cigarre. Arm in Arm, vergnügt rauchend, giengen wir die Treppe hinunter. So lange ich in Paris blieb, gieng's so weiter; ich war der gern gesehene Gast der Poliklinik und durfte sehr oft operiren, was mir um so werthvoller war, als ich in v. Græfes Klinik während eines Jahres nur eine Schieloperation und die Entleerung einer geblähten Katarakt gemacht hatte. Noch vor drei Jahren erzählte mir Edmund Hansen-Grut von Kopenhagen, mit welchem Gefühle er den blassen, blonden, hagern jungen Mann in Desmarres' Klinik habe operiren und die Kranken behandeln sehen.

Lernte ich bei Desmarres nicht gerade neue Methoden, so profitirte ich durch die Art der Krankheitsfälle, die vielfach andere waren als in Berlin, und dann durch das kühne und sichere Handeln des wirklich grossen Meisters. Seine Lappenextraktionen waren meisterhaft, und ich bedauerte es fast, dass er sehr oft eine Konjunktivalbrücke nach oben stehen liess, um das Umklappen des

Lappens zu verhindern. Ich sage: ich bedauerte es, weil in den Fällen einfacher Davielscher Extraktion (nach oben) die Ausführung der Operation ein wirklich köstlicher Typus elegantester Schnittführung und raschester Vollendung war. Ich habe nie schöner extrahiren sehen. Was ich an Desmarres und durch Desmarres haben werde, wusste ich am ersten Tage und habe es auch nie vergessen. Dass ich seiner, als Lehrer v. Graefes und als selbständigen Mannes, in meinem Artikel (Bibliothèque Universelle, März 1875) gedachte, freute den alten Meister sehr. —

In meinem Hôtel wohnte ein lieber Landsmann, dem ich schon in Wien begegnet war: Wilhelm His, der später so berühmte Anatom. Schüler von Joh. Müller, Kölliker und Virchow, neigte er sich stets mehr den anatomischen und physiologischen Fächern zu, wenn auch unter den praktischen Disziplinen die Augenheilkunde zuweilen fast die Oberhand bekam. Gerade die Arbeit, mit der sich His in Paris beschäftigte, seine Beiträge zur Anatomie der Cornea, bot uns vielfache Gelegenheit zu Diskussionen, und gerne erinnere ich mich daran, wie er mir seine Präparate demonstrirte und wie er Fragen, wie z. B.: ob die Veränderungen der Hornhautkörperchen gleich seien, wenn die Verwundung von aussen, oder wenn eine gleichwerthige von innen angebracht werde, durch erneute Experimente zu lösen suchte. Diese machten wir im Lokale der Gesellschaft deutscher Aerzte, deren Mitglied und Sekretär ich bald nach meinem Eintritte war. Mit uns arbeitete auch Dr. Lewess von Berlin (später in Petersburg), durch den ich auch ins Hôpital Ste Eugénie eingeführt wurde. Kinderkrankheiten bei Barthez und Marjolin waren ein willkommener Lückenbüsser, aber die Entfernung des Spitals (Faubourg St. Antoine) machte den Besuch theuer an Zeit und Geld.

Die Gesellschaft deutscher Aerzte, an deren Spitze Meding, Martin, Pfeiffer standen, bot auch durch ihre Bibliothek manche Hilfe, und ich fand einige sehr angenehme Kollegen; ihnen und

vor allen Martin zu liebe liess ich mich zu Vorträgen über die Entdeckungen durch den Augenspiegel und ihren Einfluss auf die bisherigen Lehren erbitten. Ich entwarf sie in der Regel zwischen 10 Uhr Nachts und 2 Uhr Morgens, als der stillsten Zeit; sie wurden später zu meiner Habilitationsrede als Privatdocent in Zürich.

Ein Platz, an dem man mich oft treffen konnte, war Luërs Atelier. Ich schätzte den alten Mann sehr. Er war ein Muster von Genauigkeit, Sorgfalt und Pflichttreue. Kein feines Augeninstrument verliess sein Geschäft, ohne dass er sich vorher (bei Lanzen, Staarmessern etc.) von seiner Schärfe und Politur selbst überzeugt hatte, und jeder Kenner wird sagen, dass Luër in dieser Branche meinen Landsmann Charrière übertraf. Als ich Paris verliess, gab er mir ein Etui (à ca 150 Frs.) mit, obgleich ich es nicht bezahlen konnte, und stellte die Bedingung, dass ich es erst bezahle, wenn ich mit den Instrumenten die Summe verdient habe. Das war um Weihnachten 1855. Auf Neujahr 1857 sandte ich ihm mit neuen Bestellungen die Summe. Im Kriegsjahre 1870 besorgte ich die Korrespondenz der Familie, deren sämmtliche Mitglieder, der alte Vater (aus Braunschweig), die Mutter (aus Neuchâtel) und die Tochter (Frau Wülfing) mich stets sehr freundlich behandelt hatten.

Eines Tages, im Oktober, stand ich am Pulte des Sekretärs, den Rücken gegen die Thür gekehrt, und diktirte für meinen Freund Schmauss in Augsburg den Inhalt eines Etui von Augeninstrumenten. Plötzlich umarmt mich jemand, mich von hinten umfassend. Es war v. Græfe! Auf meine verwunderte Frage: „Woher?“ die Antwort: „„Natürlich von Zürich! Ich musste Sie doch annonciren““. Wirklich ergab sich, dass er die Professoren der Fakultät besucht und ihnen meine bisherige specialistische Thätigkeit auseinandergesetzt hatte.

Die nächsten Tage zählten nun zum Besten meiner Studien-

fahrt. V. Græfe kannte Paris fast besser als Berlin und fand, dass ich noch sehr unwissend sei. Am Tage Spitäler und Ausflüge, am Abend Dîners, Theater und selbst Bälle, das wurde nun mit fieberhafter Hast besucht. Nur einige spezielle medizinische Erinnerungen aus dieser Zeit mögen hier folgen: Eines Morgens führte ich v. Græfe zu Broca in Nélatons Klinik. Es war ein Fall von grauem Staar schon zur Operation bereit gemacht. Der chef de clinique, ein furchtbar hässlicher, rothhaariger Caliban, sollte die Lider halten und benahm sich dabei sehr ungeschickt, so dass mir Unglück schwante. Broca machte seinen Schnitt und, unter dem Drucke des das obere Lid fallen lassenden Fingers, quoll der Glaskörper heraus. Die Linse sank in die Tiefe und ward nicht mehr gesehen. Da rief Broca v. Græfe zu Hilfe und bat ihn, die Operation zu vollenden, wobei er sich des schlechten Verlaufs wegen entschuldigte. Mit grosser Geistesgegenwart, die v. Græfe überhaupt auszeichnete, antwortete er, dass der beste Operateur bei solcher Assistenz nichts machen könne, und rieth den passendsten Verband an. Einmal überredete ich v. Græfe, einer Sitzung der Gesellschaft deutscher Aerzte beizuwohnen, anstatt ins Theater zu gehen. Im Ganzen war er ihr nicht so hold, da er zum Theil die Zeit kannte, wo die Gesellschaft in keineswegs rühmlicher Weise sich aufgelöst hatte. Mir zu liebe kam er, und wir setzten uns in die dunkle Bibliothek, um je nach der Art des Vortrages zu hören oder zu flüstern. Wir sassen etwa eine Viertelstunde dort und wie erstaunten wir, als sich die Thüre öffnete und Langenbeck und Frerichs eintraten. Sofort vom Präsidenten, Dr. Meding, aufgefordert, etwas vorzutragen, entsprachen sie bereitwilligst. Beide hatten damals in vielen Vereinen die Themata „Permanente Warmwasserbäder“ und „Leucin und Tyrosin“ zum Gegenstande der wissenschaftlichen Belehrung gewählt. Nach Schluss der Sitzung zogen wir, wie gewohnt, ins nahe Café de la Rotonde. Langenbeck und Frerichs kamen mit.

In den letzten Wochen meines Pariser Aufenthaltes nahm ein chirurgischer Operationskurs in der Anatomie des Hôpitaux (Clamart) meine Zeit ziemlich in Anspruch. Dr. Legendre war ein feiner Mann und vortrefflicher Lehrer, das Material reichlich und die Erlaubnis zur Benützung desselben und der Instrumente äusserst liberal. Ich durfte sagen, dass ich in operativer Chirurgie völlig fest im Sattel war, soweit es eben durch Studium am Cadaver möglich ist.

Mein guter Grosspapa hatte, wie schon früher erwähnt, mir einen Aufenthalt in England freigestellt. Obgleich ich die Anfangsgründe der Sprache kannte, war ich doch wenig vorbereitet dazu; mehr aber wirkte, dass mich ein unlöschbarer Thätigkeitstrieb, ein Pflichtgefühl, eigenen Erwerb zu suchen und mich wie meine Schwestern auf eigene Füsse zu stellen, in letzter Zeit geradezu quälte. Ich begieng den grossen Fehler, anstatt die Freigebigkeit meines Grossvaters einfach zu acceptiren, gewissermassen für ihn und seine Kinder, resp. Enkel zu sparen. Es war ein Fehler, denn meine ganze Stellung wäre wahrscheinlich durch einen Besuch in London bestimmt worden. Wohl einzig William Bowman hätte von neuester Augenheilkunde gekannt, was ich damals gebracht hätte; und ein Verbleiben in England wäre für mich eher verlockend gewesen als eine Professur in Warschau, welche v. Græfe beim Fürsten Paskiewitch für mich erbeten wollte, als die Fürstin im Sommer 1855 in der Klinik krank lag. Jetzt hatte v. Græfe, trotz seines Besuches in Zürich, oft und immer dringender mir zugeredet, in Paris zu bleiben, wo er mir die grösste Hilfe hätte sein können. Noch keiner der v. Græfeschen Schüler, welche später nach Paris kamen und Carrière machten, war schon da; ich hätte, mit Desmarres mich gut stellend, freies Feld gehabt. Aber ich hielt mich nie für eine Natur, die zum Kampfe auf solchem Feld die passende Hautbildung hat, und zudem fehlte es mir ganz an dem für die erste bestimmende Einrichtung nöthigen Kapital.

So beschloss ich denn, nach Hause zurückzukehren und dort mein Heil zu versuchen, nicht als Specialist, denn mir schien die Stadt von 22000 Einwohnern doch zu klein, sondern als „Mädchen für alles“, dem Schicksale es überlassend, welche Wege mich die Ereignisse führen würden. So sehr ich gewohnt war, mein Ziel scharf ins Auge zu fassen, so wenig begieng ich den Fehler, durch eigensinniges Erzwingen in Bezug auf Einzelheiten den Erfolg zu gefährden. Ich habe viele solche „Nöther“ gekannt, d. h., in unserm Dialekte, Leute, welche trotzdem, dass alles entgegensteht, einen einmal gefassten Plan absolut durchzwingen, zu seinem Annehmen nöthigen wollen, während vielleicht in einigen Wochen, oder unter kleinen Modifikationen, der Zweck leicht zu erreichen gewesen wäre. Nur allzu oft giengen diese Leute verbittert zu Grunde, ohne je ihrem Ziele nahe gekommen zu sein. Meine Absicht war immer, die Scheibe nicht weiter zu stellen, als mein Geschütz reichte, und bei äusserster Anstrengung doch die Rücksichten gegen meine Mitmenschen, speziell die Kollegen, nicht ausser Augen zu lassen. Ich glaube, dass ich dies mein Leben lang so befolgte; nur gegen meine nächste Familie und mich selber war ich rücksichtslos, indem ich meine Kräfte überanstrengte und ein frühes Kranksein verschuldete.

Doch zurück nach Paris! Ich war also entschlossen, abzureisen, und nach einem gemüthlichen Abschiedsdîner mit His, v. Tröltsch, der aus England herübergekommen, und andern Freunden, begab ich mich, einige Tage vor Weihnacht, auf den Basler Nachtzug. Mein gutes Glück wollte, dass ich ganz unerwartet einen sehr lieben Jugendfreund, Hch. Breitinger, im Waggon traf, den ich seit ca fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er kam aus England und war im Begriffe, wieder einmal einen Besuch in der Heimat zu machen. So verkürzten sich die Stunden, die dem Schlafe entzogen waren, durch den Austausch der beiderseitigen Erlebnisse. In Basel mussten wir in den Postwagen. Wir

hatten Coupéplätze; es war 10 ° unter Null, die Thüre des Coupé konnte nicht geschlossen und nur nothdürftig mit Schnüren befestigt werden. Trotz Decken, Stroh etc., froren wir entsetzlich bis Baden im Aargau. So empfieng mich mein Heimatland. In Baden mussten wir im ungeheizten Wartsaal die längste Zeit warten, bis die Lokomotive ordentlich geheizt war; dann gieng's per Spanischbrödlibahn nach Zürich. Es war ca sieben Uhr des Morgens, als wir ankamen. Alles im Nebel. Schlaftrunken wandere ich in den Platzspitz hinunter, anstatt in die Stadt hinein. Endlich erwache ich und eile, um unter schützendes Dach zu kommen. Vom Grossvater freudig empfangen, krieche ich allsogleich ins Bett, um mich zu erwärmen und auszuruhen, und auch weil mir für den eben angebrochenen Festtag die nöthigen Kleidungsstücke fehlten. Erst in den letzten Tagen des Jahres 1855 und auf Neujahr 1856 wurde ich sichtbar, und bald stand im Tagblatte: „Dr. F. Horner wohnt Limmatquai No. 48." Das war der ganze Inhalt meiner Anzeige.

Der Umstand, dass ich mich in einem stark bevölkerten Theile der Stadt setzte (was wesentlich dadurch bedingt war, dass das alte Bürgerhaus meinem Grossvater Zeller gehörte), dass ferner mein Name schon durch denjenigen meines Vaters bekannt war, viele seiner Patienten ihren Aerzten, welche sie nach dem Tode meines Vaters wählten, erklärt hatten, dass mit meiner Rückkehr ich auch ihr Arzt sei, alles das trug dazu bei, dass ich nicht lange auf Praxis warten musste. Ausserdem gab mir die Specialität der Augenheilkunde bald eine separate Stellung. Viele Aerzte nahmen sich zwar der kranken Augen an: Prof. Locher-Zwingli ex officio, Prof. Giesker, bei welchem ich selbst zuerst Augenheilkunde und Operationskurs gehört hatte, Dr. L. v. Muralt, der als Specialist beschäftigtste, dessen schöne Staarextraktionen ich im Anfange meiner klinischen Epoche bewunderte, und, als neueste Auflage, der frühere Lehrer an der Thierarzneischule, Dr. J. Frey, der

mit sehr anerkennungswerthem Eifer Medizin studirt hatte, aber in praxi keineswegs zarte Methoden beobachtete. Er reiste zuweilen mit dem Grossätti vom Leberberg im Kanton umher, suchte vom Hauptquartier zum Ochsen, Löwen, Sternen auch nach Schielenden und Staarkranken und wanderte weiter, wenn die Augen — nach der andern Seite quiekten und die Pupille schwarz war. Später gab Dr. Frey diese Wanderpraxis auf, die sonst die Haupteigentümlichkeit französischer und deutscher Invasion war.

An meine erste ophthalmologische Konsultation knüpft sich meine Zukunft in so eigenartiger Weise, dass ich ihrer spezieller gedenken muss. Am 31. Januar 1856 kam mein väterlicher Freund, Dr. Carl Lavater, zu mir, um mich zu einer Konsultation einzuladen. Die Frau eines kürzlich erst nach Zürich übergesiedelten Grossindustriellen litt schon seit ihren Kinderjahren an wiederholten Augenentzündungen. Alle ostschweizerischen Augenärzte waren im Laufe der Jahre konsultirt worden, und hatten ihre Ansichten durch zahllose Blutegel-, Schröpf- und Vesicansnarben ausgedrückt. Ich fand alte Hornhautflecken geringen Umfanges und auf einem Auge einige alte, breite, der Rückbildung widerstehende Gefässe (Pannus corneae). Ich schnitt diese am 2. Februar durch. Damit blieb die Entzündung weg und wiederholte sich nicht mehr, bis im Jahre 1863 nach einem schweren Typhus.

Dieser erste Augenpatient, zu dem ich berufen worden war. wurde nach acht Jahren meine Schwiegermutter, und das Haus, in dem ich diese Notizen schreibe, ist dasjenige, in welches ich damals zum ersten Male eintrat.

Hatte so gleich der Anfang des Jahres mit der Praxis ordentlich begonnen, ohne dass jedoch, wie die Jungen glauben, die gebratenen Tauben gleich truppweise ins Haus fielen, so gieng es auch mit meiner zweiten Aufgabe, der Habilitation als Privatdocent, rasch. Die Fakultät verlangte, da sie meinen Studiengang, meine Prüfungen und meine specialistische Vorbildung kenne, nur eine

Habilitationsrede, die ich am 21. Mai 1856 hielt. Sie behandelt die Resultate der Untersuchung mit dem Augenspiegel für Anatomie und Physiologie des Auges (Macula, Sehnerv, Durchsichtigkeit der Netzhaut, Blutdruck, Puls etc.) und schliesst mit einem rapiden Ueberblick über die Neugestaltung der Pathologie des Auges und Zukunftsgedanken über ihre Entwicklung. Der Hauptfehler der Rede ist: zu viel zu wollen; mehr Concentration hätte ihr gut gethan. Aber der physiologische Grundton und die frische, begeisternde Sprache machen sie auch jetzt noch lesbar. Im folgenden Wintersemester 1856/57 las ich vor acht Zuhörern mein erstes Kolleg.

„Mit den alten Doctoribus und mit den Damen darf es ein junger Medicus niemals verderben", sagt der alte Heim (I. 115). Den ersten Theil dieses Satzes zur Wahrheit zu machen, ist oft schwerer als den zweiten. Mir sollte es ziemlich leicht werden, denn im allgemeinen kamen mir gerade die ältern Aerzte mit grosser Freundlichkeit entgegen. Sie bildeten in der Mehrzahl eine Gesellschaft, die regelmässig zusammenkam und zu welcher auch mein Vater gehört hatte. Dagegen bestand unter den jüngern und jüngsten Aerzten gar keine Verbindung und auch kein richtiges kollegialisches Verhalten. Jetzt war die Zahl und zum Theil auch die Bedeutung dieser jüngern Aerzte so gewachsen, dass sie eine Macht bildeten, dass sie sich unter einander konsultiren und, verstärkt durch die Professoren der Fakultät, wohl allen Anforderungen genügen konnten.

Ein Anlass, den die ältern Aerzte boten, gab auch der Vereinigung der jüngern Aerzte das Leben. Die Gesellschaft der ältern Aerzte feierte den zwanzigsten Jahrestag ihrer Stiftung, und jedes Mitglied brachte einen jüngern Kollegen mit; die Söhne der schon Dahingeschiedenen waren *eo ipso* anwesend. Ein höchst behaglicher Abend vereinigte Alt und Jung auf der Safran. Die prosaischen und poetischen Toaste waren vorüber, soweit sie als

offizielle anzusehen waren; da trat ich — auf Anregung Dr. Hermann Pestalozzis — auf und proponirte meinen jungen Kollegen, unsere Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme der ältern dadurch auszusprechen, dass wir uns auf dem Platze zur Gründung einer ähnlichen Gesellschaft verpflichten und die nicht anwesenden jüngern Kollegen dazu einladen. Mit Acclamation wurde der Vorschlag angenommen und mit der Energie der Jugend auch realisirt.

Die am Osterdienstag 1856 gegründete Gesellschaft besteht nach mancherlei Wandlungen noch, aber so, wie sie das erste Jahrzehnd und noch einige Zeit länger war, ist sie nicht mehr. Wirklich luden wir zu unserem zehnjährigen Geburtstage die älteren Kollegen als Pathen auch ein und feierten einen köstlichen Abend. Es war Rindfleischs Habilitationsrede über Embolie und Thrombose am Morgen angehört worden; ich gab am Abend als Anfang eine Parodie derselben. Rindfleisch selbst toastirte sehr humoristisch, Billroth, der für das Materielle gesorgt hatte, glänzte durch Heiterkeit; Cloëtta verwöhnte die alten Herren durch seine Cigarren so, dass sie sich zum Theil unbedenklich die Taschen füllten. Die Siebzigjährigen sangen wie junge Studenten, und oft pflegte später der eine oder der andere mit lächelndem, heiterem Ausdrucke uns an jenen köstlichen Abend zu erinnern. Schon die Namen erklären, weshalb die Gesellschaft blühte; doch die Namen thun's nicht, die Personen müssen auch sich zu adaptiren verstehen. Das ist aber bei Professoren eher Ausnahme als Regel; sie haben mit ihrer wissenschaftlichen Ausbildung keineswegs immer die Lücken ihrer gesellschaftlichen Erziehung ausgefüllt, und die durch den Erfolg genährte Eitelkeit macht ihre Formen nur unangenehmer. Damals aber, in den Jahren 1862—1867, war ein wirklich schöner Verkehr zwischen den Mitgliedern der Fakultät und den Kollegen, auf den ich später zurückkomme. Jetzt will ich nur noch kurz nachholen, dass die Arbeiten für die Sitzungen der Gesellschaft reichlich flossen und vielfach in eigener produk-

tiver Arbeit, dann in Berichten über klinische Fälle, Demonstration von Präparaten und besonders auch in sorgfältigen Referaten über neue Bücher bestanden. Gerne erinnere ich mich noch wie, während zwei Abenden, Schiffs Physiologie ganz analysirt wurde und Aehnliches. Mir waren diese Gesellschaftsabende so lieb, dass ich fast nie fehlte, und heute noch besitze ich die sorgfältig ausgearbeiteten Dispositionen für meine zahlreichen Vorträge.

Da wir meistens schon in der Studentenzeit befreundet gewesen waren oder uns genau kannten, da der Stamm der Gesellschaft ziemlich lange derselbe blieb, behielt sie das Gepräge der Freundschaft; als dann aber sich schon persönlich fernstehende Kollegen eintraten und gewisse von auswärts kommende Professoren, welche die geheimräthliche Dicknäsigkeit in hohem Masse, nicht aber die geistige Tüchtigkeit ihrer Vorgänger besassen, wurde die Atmosphäre dumpfer, der Verkehr steifer, und an die Stelle einer lebhaften Diskussion trat das blosse Vortragen und Zuhören. Damit ist aber jedesmal auch gegeben, dass der praktische Arzt als Produzent sich zurückzieht und seine schlichte Beobachtung dem professorlichen Vortrage nicht gleich zu setzen wagt; allmälig erkaltet die innere Theilnahme an der Gesellschaft. So war es und ist es bei uns; der Zürcher ist, wie schon früher bemerkt, schwerfällig im Wort und im schriftlichen Ausdruck, scheut sich zu exponiren und hat thatsächlich, wenn er guten Kreisen der Gesellschaft entstammt, viel Bescheidenheit. Das alles macht, dass es nicht ganz leicht ist, einen ärztlichen Verein, der Professoren und Aerzte, Deutsche und Schweizer, vereinigen soll, im richtigen Fahrgeleise zu erhalten; ganz besonders, wenn doch immer eine Leistung, eine Arbeit verlangt wird, die dem beschäftigten und ermüdeten Arzte aus Zeitmangel, dem unbeschäftigten aus Stoffmangel schwer wird. Das blosse Phrasen-Bouquet ist dem Schweizer nicht genehm.

Die übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse waren gewissermassen von selbst gegeben. Seit den Gymnasialjahren nahm ich,

nach zürcherischer Sitte, Theil an einer Gesellschaft gleichaltriger Genossen, deren Familien meistens auch unter einander bekannt waren. Die Gesellschaft versammelte sich alle vierzehn Tage im Hause der Eltern eines der Jünglinge, bei allereinfachster Bewirthung; später, zur Studentenzeit, und auch jetzt, im Gasthaus an eigenem Tische, bis auf meinen Antrag wieder in die eigenen Häuser gezogen und dadurch die Unterhaltung freier gestaltet wurde. Auch jetzt durfte nur ganz einfach bewirthet werden; ausnahmslos bestand das Souper aus einem Fleisch mit Gemüse und Salat, nachher Käse, Wein und Cigarren. Nur bei besondern Festtagen, Hauseinweihung etc., war ein Mehreres erlaubt. Sehr gerne bewegte ich mich in diesem Kreise, der die offenste Diskussion zuliess und tüchtige Elemente enthielt und noch enthält. Ich schützte mich so vor der Einseitigkeit, die dem beschäftigten Arzte nie ausbleibt, wenn er sich von Kreisen mit andern Interessen und Berufsfragen abschliesst. Es ist nicht nur der offene Sinn für den Fortschritt, die politische Entwicklung, die manigfaltigen Bedürfnisse anderer Gesellschaftsschichten und Berufsmänner, die ihm auf diese Weise abgehen, sondern auch das Verhältnis des Arztes zum Patienten wird nie, was es sein soll: dasjenige des Gebieters zum Untergebenen, des Lehrers zum Schüler, des Rathers zum Schützling. Daraus eben entwickelt sich jene Einseitigkeit der Umgangsform, welche klinische Direktoren und vielbeschäftigte Aerzte zu unangenehmen Gesellschaftern macht und sich nirgends stärker ausprägt, als bei einer grossen Zahl von Irrenhausdirektoren, die niemanden ausser sich zu Worte kommen lassen. Begreiflich! da sie in der Regel mit Unzurechnungsfähigen zu thun haben.

Durch diese Gesellschaft blieb ich namentlich die ersten zwanzig Jahre in Kontakt mit dem städtischen Leben, der industriellen und finanziellen Entwicklung, da sich die berufensten Vertreter in der Gesellschaft befanden. Einzig das rein politische Feld wurde

wenig durchackert, zum Theil zum Vortheile des gesellschaftlichen Tons, zum Theil wohl auch zum Nachtheil einiger Mitglieder, die in allzugrosser Einseitigkeit bewegungslos blieben.

Die Eintheilung meines Arbeitstages brachte es mit sich, dass ich nicht bei meinem Grossvater, sondern entweder zu Hause oder im Restaurant zu Nacht ass. Mehr und mehr wurde der Schluss der Besuche zu später Abendstunde erst möglich und gerne gieng ich dann noch für eine Stunde zu einem Glase Bier und einer kräftigen Portion. Im Café Brunner fand ich unterhaltende, tüchtige Gesellschaft und die materiellen Wünsche in bester Weise realisirt. So war nun zunächst mein Leben eingetheilt: Praxis, als nothwendig zum Leben, Vorlesungen, zugleich der beste Zwang zur wissenschaftlichen Arbeit, gesellschaftliche Anlehnung verschiedener Art. — Die Praxis entwickelte sich, wie schon angedeutet, stetig, und zwar als Familienpraxis besonders ansehnlich. Eine starke Typhusepidemie im Jahre 1857, welche vom Obmannamt bis zur Badergasse fast kein Haus verschonte, gab mir sehr viel zu thun. Schon im April 1857 vor dieser Epidemie machte ich ca zwanzig Besuche im Tag und hatte zwischen zehn und fünfzehn Audienzen.

Dass die Besuche nicht unnütze Zungenvisitationen zu Nutz und Frommen des Hauptbuchs waren, wusste man fast zu gut; ich habe, aus Sorge, den Patienten zudringlich zu erscheinen, eher zu wenig Besuche gemacht. Wenn man erlebte, dass einem ältern Kollegen erklärt wurde: man bezahle ihm nur die Besuche, die man selbst für nöthig halte, und einem zweiten weitere Besuche als unnöthig refüsirt wurden und dies in sogenannten guten Häusern, setzte man sich solchem Skandal nicht aus.

Recht verhängnisvoll wurde mir die Behandlung eines durch ein Zündkapselstück verletzten Mädchens. Täglich stieg ich mehrmals den steilen Weg zum Forster am Zürichberg hinauf. In Schweiss gebadet, wurde ich von einem Gewitter überrascht und

vollkommen durchnässt. Entzündung der Sehnenscheide an Arm, Knie und Fuss waren die Folge. Ich konnte nicht gehen, musste das Bett hüten und behielt als Folge zeitlebens eine grosse Empfindlichkeit, sodass ich z. B. selbst an warmen Sommerabenden nicht im Freien sitzen durfte. Im Frühherbst 1856 suchte ich durch eine Kur in Baden der Disposition entgegenzuarbeiten. Als dann die drohende Gefahr des Neuchâteler-Kriegs eintrat, wurde ich deshalb von meiner Stelle als Unterarzt dispensirt und der „akademischen Legion“ beigegeben, die vorläufig mit rührendem Eifer im tiefen Schnee exerzirte. Zum Glück trat bald, an die Stelle einer tiefen und energischen Erregung, der Friede.

Meine erste Staarextraktion war tragikomisch. Ein angesehener Bauer aus dem Kanton St. Gallen kam mit reifem Staar und logirte sich bei trefflichen, vorsorglichen Leuten ein. Alles war da, nur — kein Assistent. Ein älterer Kollege, der wenigstens Nadeloperationen in Menge gesehen, bot sich an. Damals hatte man weder federnde Lidhalter noch Cocaïn. Der Patient hielt sich trefflich, aber der assistirende Doktor hielt das obere Lid nicht, sondern versank mit seinem dicken Finger in das Auge: Glaskörper voran, Linse verschwunden. Ganz die Scene aus Brocas Klinik! Mit Mühe entledigte ich mich des gefährlichen Zeigefingers, mit geringerer holte ich die Linse mit dem scharfen Haken aus der Tiefe. Der Patient heilte vorzüglich und als alter Lehrer sang er seiner Gemeinde noch viele Jahre vor. „Hüte dich vor der Assistenz ungeübter Kollegen, die sich nicht mehr belehren lassen.“

Mit Chloroform, mit Cocaïn können wir die Lidhalter entbehren, und heute (1886) mache ich die schwierigsten Staaroperationen ohne Lidhalter, sei er menschlich oder metallen. Dem Anfänger empfehle ich am cocaïnisirten Auge einen guten federnden Lidhalter; er ist zuverlässiger als der dicke Zeigefinger des Kollegen X. Natürlich haben diese Regeln nicht absolute Geltung. Die Sensibilität der Stämme und Völker ist sehr verschieden. Die Deutsch-

Schweizer sind im allgemeinen sehr tapfer. Ich habe in Gegenwart A. v. Græfes sechszehn Operationen hintereinander gemacht ohne Laut, ohne Unruhe der Patienten — ohne Chloroform und ohne Cocaïn —, sodass v. Græfe in vollstem Erstaunen meinte: „Diese Leute sind ja von Holz." Aber diese Leute waren sehr unruhig, so lange ich selbst es war, so lange ich selbst nicht verstand, in heiterer Sicherheit eine behagliche Stimmung um mich zu verbreiten. Italiener freilich bringe auch ich nicht zu verständigem Betragen, schwer auch einen Theil der Juden, während ein anderer Theil geradezu heroisch ist. Allmälig fand ich unter meinen Zuhörern passende Hilfe. Schwieriger war, für die Patienten Unterkunft zu finden. Das blieb lange, lange bis in die Siebziger-Jahre das Kreuz der Praxis. Davon leider (!) später.

Mit der Praxis gieng's besser, als meine bescheidenen Erwartungen angenommen hatten.

Die Aufgabe des Dozenten war mir sehr lieb und wurde es immer mehr. Sie zu erfüllen war mir wohl leichter als vielen andern. Es gibt Personen, welche gerne dociren, es aber *nie* lernen. Wissen fehlt ihnen nicht, aber ihre Liebe zum Amt und zu der studirenden Jugend reicht nicht so weit, dass sie ernste Kritik an sich üben, sich bemühen, klar und fliessend zu sprechen. Ich rede hauptsächlich von Schweizern. Nicht allein, dass sie zuweilen einen Dialekt sprechen, wie jener Professor der Geographie aus Erziehungsraths Gnaden, der vor einigen Wochen in Dresden am Geographentage gar nicht verstanden wurde — vermuthlich zum Glück für seine Wahlbehörde. Nein, es fehlt nur zu oft an fliessendem accentuirten Sprechen und einer Anordnung des Stoffes, welche die logische Disposition durchfühlen lässt. Gewiss erreicht dieses Ziel der eine leichter als der andere; aber es ist allen zugänglich, deren allgemeine Bildung nicht zu mangelhaft, deren Einbildung nicht zu gross ist. Ich habe nie ein Kollegienheft besessen; aber in der Ausarbeitung einer scharf gegliederten Disposition bin

ich immer strenger geworden und bemühte mich, immer mehr Stoff in concisester Form zu geben. So lange ich keine öffentliche Klinik hatte, konnte ich nur theoretische Augenheilkunde, Augenspiegelkurs und Operationslehre geben.

Die Frage, ob es gerechtfertigt sei, spezielle Chirurgie, spezielle Pathologie und Therapie, spezielle Augenheilkunde u. s. w. zu lesen, während treffliche Lehrbücher in Menge vorhanden sind, ist schon oft ventilirt worden. Ich beantworte sie nur konditionell mit Ja! Ist der theoretische Vortrag nicht durch Demonstrationen, makro- und mikroskopische Präparate, Zeichnungen etc., Darstellung eigener Erfahrungen und würdige Kritik belebt, geschmückt und eigenartig beleuchtet, so ist er ein Diebstahl an Zeit und Geld. Aber das beste Buch kann nicht sein, was ein in eben erwähnter Art lebendig wirkender Vortrag. Es prägt sich ganz anders ein, es ist eine plastische Erinnerung. Wie oft sagten mir Schüler nach zehn, fünfzehn und mehr Jahren, dass sie bei schweren Fällen der Praxis immer zuerst nach dem Hefte greifen, das sie bei mir schrieben (obgleich ich furchtbar rasch spreche), dort sich am besten zurechtfinden und Raths erholen. Da konnte ich lange protestiren, dass sie zu abgelagerten Wein trinken, der nichts mehr tauge! Sie hielten sich aber nicht nur ans Geschriebene; zu diesem gesellte sich der ganze Umfang der Erinnerung. Eine total verschiedene Aufgabe ist die Lehrweise in der Klinik; hier ist das individualisirende Element die Hauptsache, im theoretischen Vortrag die generelle Zusammenfassung. Darüber später auf dem Boden der eigenen Erfahrung (nach 1862).

Das einzige Semester, in welchem ich bis zum Winter 1885/86 nicht las, war der Sommer 1857. Ich wollte dem Brüsseler Ophthalmologenkongresse beiwohnen und beabsichtigte überhaupt, gleich vom Beginn meiner Praxis an, die Klientel an bestimmte Ferienzeit zu gewöhnen.

Die wichtigsten Fragen, welche in Brüssel diskutirt werden

sollten, waren: 1. die Art der Verbreitung der Militär- oder egyptischen Ophthalmie, ihre Verhütung und Heilung; 2. der Werth des Augenspiegels; 3. die Physiologie der Accommodation; 4. die Zulässigkeit „spezifischer Ophthalmien“; 5. die Heilbarkeit der Linsenstaare ohne Operation.

Es war von Werth, dass die Vertreter der modernen Augenheilkunde, welche über 2. und 3. zu sprechen berechtigt waren, nicht fehlten, und die waren — ausser Donders und Desmarres — fast nur in Deutschland und Oesterreich zu finden. Allmälig machte sich dies im Briefwechsel der Freunde immer mehr geltend, und wir beschlossen auf v. Græfes Anregung, uns vor der Brüsseler Zusammenkunft irgendwo zu treffen und gemeinsam den Rhein hinunter zu reisen. Am 7. September 1857 trafen sich zum ersten Male etwa fünfzehn Augenärzte in Heidelberg, unterhielten sich über wissenschaftliche Themata, knüpften Freundesbande und erholten sich von den Mühen der Praxis, in der herrlichen Umgebung der alten Neckarstadt.

Das war der Anfang der Heidelberger ophthalmologischen Gesellschaft. Sie besteht heute noch und hat zur Annäherung der Kollegen, gutem Verkehr, gegenseitiger Verständigung viel beigetragen. Welche ideale Form geistig belebten freundschaftlichen Verkehrs bestand besonders zu Lebzeiten v. Græfes! Schon der ersten Versammlung wohnte Ferdinand v. Arlt bei; selten fehlte er die nächsten achtundzwanzig Jahre. Der treue, ehrliche Beobachter, der gewissenhafte Lehrer, der treffliche Operateur war uns allen gleich lieb. Er trug über anatomische Untersuchungen am Auge, über Nachbehandlung der Staaroperirten vor; v. Græfe über Pupillenbewegung bei Abducensparese, über sogenannte Inkongruenz der Netzhäute, über Prognose der Amblyopien; Alex. Pagenstecher über die gelbe Præcipitatsalbe; Adolph Weber über Cornea artificialis; Kussmaul über den Einfluss der Carotis-Unterbindung auf das Auge; Schiel über Schwefelkohlenstoff als

5

Anæstheticum bei Augenübeln; Schmauss aus Augsburg über Behandlung chronischer Pigmentirung der Retina; Horner über Behandlung der Episkleritis durch Druckverband und über Operation des Pterygiums.[1]

Die sehr belebte Versammlung, die manche heitere Stunde im Hôtel Schrieder, auf dem Schlosse und in Neckarsteinach genoss, beschloss, so zahlreich als möglich sich in Brüssel zusammenzufinden und im nächsten Jahre sich in Heidelberg wiederzusehen.

Die Zwischenzeit, bis zum 12. September, an welchem wir in Brüssel ankommen sollten, brachte ich im gastfreundlichen Mainz zu, wo ich bei Wilhelm Hess' Eltern auf dem Schlossplatze ein köstliches Unterkommen fand. Mit Alt und Jung, bis zu den Kleinsten, lebte ich in trautester Geselligkeit, die Atmosphäre schönsten Familienlebens mit vollen Zügen geniessend.

Die Fahrt auf dem Rheinboote machten v. Arlt, v. Græfe, Hess und ich gemeinsam und langten höchst vergnügt am späten Abend in Brüssel (Hôtel de l'Europe) an. Im Hause fanden wir schon Donders, Stromeyer und Esmarch. Wir alle vereinigten uns meistens nach der Arbeit des Tages noch bei Thee und bei Burgunder zu traulichem Gespräche. Stromeyers Bekanntschaft war mir ein grosser Gewinn und blieb mir bis zu seinem Tode werthvoll. Wenige Wochen vor seinem Ende sandte er mir noch eine vorzügliche Photographie. Mit Esmarch blieb ich in stetem Verkehr. Donders' weit umfassender Geist leuchtete bei diesen abendlichen Gesprächen besonders auf. Mich gelüstete mehr nach diesen Nachtsitzungen, als nach den offiziellen.

Es kam nicht viel Neues zu Tage. In der I. Sektion (Militär-Ophthalmie) mangelte es sehr an pathologischer Anatomie; in der II. (Augenspiegel) war der Gegenstand für die Mehrzahl eine

[1] Vide Verhandlungen der vom 3.—6. September 1859 in Heidelberg versammelten Augenärzte. Berlin 1860. *Auct. m.*

fremde Sprache. Dazu kam die Schwierigkeit des sprachlichen Verkehrs. V. Arlt sprach deutsch, und genau übersetzte Sichel; v. Jäger versuchte französisch zu sprechen, brachte es aber nicht fertig. Nur v. Græfe beherrschte es ganz und zeigte dies besonders in seiner berühmten Rede über „Iridektomie bei Glaukom“, welche einen gewaltigen Applaus hervorrief. Wirklich imponirende Erscheinungen, ausser Donders, v. Græfe und Stromeyer, waren William Bowman, der feine, liebenswürdige Engländer, Sperino, der Typus eines schönen, ernsten Italiäners, ein prächtiger Kopf, und Seutin, der Brüsseler Chirurge.

Am 17. September zogen v. Græfe, Hess und ich ab; an herrlich schönem Tage fuhren wir per Dampfschiff von Köln nach Mainz. Aber fast nur die Mittagszeit sah uns auf dem Verdecke. In der leeren Kajüte arbeiteten wir drei an der grossen Glaukom-Arbeit, indem Hess und ich Krankengeschichten auszogen, ordneten, Korrekturen durchsahen u. s. w. In Kastell trennten wir uns von v. Græfe. Weihnachten brachte uns beiden den Separatabdruck der Glaukom-Arbeit mit der Widmung:

„Seinen lieben Freunden und Mitarbeitern

Horner und Hess

zur Erinnerung an die glaukomatöse Rheinfahrt.“

Ich blieb noch bis Ende Monats in Mainz und Wiesbaden, besuchte Schlangenbad, Schwalbach etc. etc. und lebte glücklichste Tage am Rheine. Was Freunde und Familien mir Gutes erwiesen, könnte kaum aufgezählt werden. Dass mir noch nach Jahren im Freundeskreise halb scherzend, halb kosend gesungen wurde: „An den Rhein, an den Rhein, geh' nicht an den Rhein“ hatte gewichtige Gründe.

Im Oktober begann ich, gestärkt, erfrischt und gehoben durch den nahen Umgang mit bedeutenden und guten Menschen, meine Arbeit als Arzt und Lehrer. Mit erneutem Danke gegen v. Græfe hatte ich das Glück empfunden, an der Hand des

Princeps meinen Eintritt in die Specialwissenschaft gemacht zu haben. Ich konnte mir sagen, dass ich an die Spitze der entwickeltsten Branche der Medizin gestellt worden sei und es also nur von meinem Fleiss und meiner Fortentwicklung abhänge, dass ich auch ferner à la tête marschire. Gleichzeitig schien mir die auf belebtem Schauplatz gewonnene Erfahrung die Verbindlichkeit aufzulegen, mit aller Kraft an der Verbreitung der Wissenschaft und der praktischen Errungenschaften zu arbeiten. Als ich Berlin verliess, als v. Græfe mich in Paris besuchte, hatte ich mich mit aller Bestimmtheit gegen völlige Specialisirung ausgesprochen. Mir schien es einzig wichtig, in einer Branche auf der höchsten Spitze zu stehen und, mit dem gewonnenen Massstabe von Höhe und Breite, nun auch das Können in den andern Zweigen der Wissenschaft zu messen und die Lücken bestmöglich auszufüllen. Völlig bewusst verfuhr ich anders als diejenigen Specialisten, welche alle andern Branchen vernachlässigen, und als die Dilettanten, welche nie die wirkliche Höhe der Wissenschaft, nie die bestehenden Lücken kennen gelernt haben. Allerdings wurde dadurch eine Forderung an Zeit und Kraft gestellt, die das produktive Arbeiten, die so sehr Zeit verschlingende histologische Arbeit u. s. w. ausschloss. Erst nach Jahren (Ende der Sechziger Jahre) entschloss ich mich, die Familienpraxis ganz aufzugeben und alle Zeit der Ophthalmologie zu widmen. Da fieng ich auch an, täglich zwei bis drei Stunden zu mikroskopiren, die ganze pathologische Anatomie des Auges durchzuarbeiten und eine sehr grosse Präparatensammlung anzulegen. Mit meinen Präparaten war ich dann nur zu freigebig, und wie mit den zahlreichen Dissertationen, in denen ich mein Bestes niederlegte, so gieng es auch damit: Man vergass den Urheber.

Gewiss ist, dass ich ein mühsameres Leben durch diese Mischung der Berufs- und Lehrthätigkeit erkor, gewiss, dass mir alle Reklame völlig unmöglich war und die strenge Beschränkung auf die Lehre

und die That meine Carrière verlangsamte. Eines aber darf ich wohl als Nutzen hervorheben: überall, und besonders auch in England und Amerika, galt ich später als der ophthalmologisch-medizinische Kliniker, nicht bloss als Techniker, sondern als Augenarzt, nicht bloss als oculiste, sondern als médecin-oculiste. Daraus entwickelte sich eine Appellationsinstanz für schwierige, mit innern Krankheiten komplizirte Fälle. Ich weiss nicht, ob das richtig war, ob das Umfassende der Beobachtung gerade mein Charakteristikum war; ich weiss nur, dass man mir diese Stellung zuwies und mir sowohl das Interesse an der Medizin im Allgemeinen, als die Kenntnis ihrer Entwicklung zutraute. Mir selbst schien mir mehr eine gewisse therapeutische Findigkeit, die meiner Menschenliebe entspross, und eine grosse Einfachheit und Sicherheit in den spezifisch ophthalmologischen Operationen eigentümlich zu sein.

In wachsender Arbeit trat ich ins Jahr 1858 und dieses brachte mir namentlich neue Praxis durch den Tod meines väterlichen Freundes Dr. C. Lavater. Seine Praxis betraf ältere Familien, wenig kleine Kinder, die am meisten Zeit fordern, und keine Geburtshilfe, welche ich — zwar nach glücklichem Début — ganz aufgab. So bedeutsam dieses Fach menschlich ist, so sicher es die anhänglichste Praxis gibt, ich liebte es nie, wegen des steten Kampfes mit jenen sages femmes, welche fast nie femmes sages sind, und zu denen mich in Abhängigkeit zu begeben, meinem Stolze widerstrebte.

Der Umstand, dass ich neben dem Augenarzte auch Hausarzt war, führte zu Störungen ganz anderer Art. Aerzte, welche mich nicht kannten, fürchteten, dass der konsultirte Augenarzt ihnen die Familienpraxis wegnehmen könnte. Obgleich ich je eine solche Forderung ablehnte, und selbst, wenn der bisherige Arzt abgedankt wurde, seine Nachfolge nicht annahm, musste ich doch unter anderweitiger Erfahrung leiden. Ich erlebte, dass die Hausärzte neben meiner Verordnung andere Mittel gaben, auch wohl meine Vor-

schläge nicht ausführten und sie verwarfen; ich erlebte, dass mir wichtige anamnestische Daten, trotz meiner bestimmten Nachfrage, verheimlicht wurden u. a. m. Das bewirkte, dass ich zunächst mit diesen Aerzten nicht mehr zu Konsultationen zusammenkam, dann, dass ich mich mehr von allen specialistischen Konsultationen frei machte und verlangte, dass die Patienten zu mir kommen, „weil es die Genauigkeit der Untersuchung, resp. die Benützung aller diagnostischen Hilfsmittel gebiete." Ich gieng schliesslich von diesem Prinzipe nur ab, wenn die Patienten durchaus nicht transportabel waren. Ich weiss, und wusste schon früher, dass viele Kollegen mir diese Haltung sehr übel deuteten; allein ich konnte es mit meinem Pflichtgefühle nicht vereinigen, bloss den geldeinkassirenden Popanz zu spielen. Lieber wollte ich die Verantwortung ganz, und deutlich wollte ich den Vorwurf zurückweisen, dass ich nach Vermehrung meiner Privatpraxis strebe.

Auch in anderer Richtung bot der Verkehr durch das Publikum mit den Kollegen Schwierigkeit (ich erzähle diese Kleinigkeiten, um meinen Sohn zu orientiren). Nur beiläufig sei erwähnt, dass ich mir zu weit gehende Kritik meiner Verordnungen durch einen Specialkollegen dadurch abhielt, dass ich ihm einen Besuch machte und ihn bat, vorsichtiger zu sein, „ich müsste sonst, wenn auch ungern, Repressalien ergreifen." Die Offenheit wurde sehr gut aufgenommen. Viel mehr Unbehagen machte mir folgendes Vorkommnis. Man trug mir zu, dass mein lieber Lehrer, Prof. Locher-Zwingli, sich beklage, dass ich hinter seinem Rücken Patienten seiner Praxis Besuche mache. Ich hatte ein sehr gutes Gewissen, konnte aber selbstverständlich nichts dafür, wenn Personen aus der Praxis Lochers in meine Sprechstunde kamen. Ich vermuthete, dass es ein solcher Vorgang sei, der von böswilliger, neidischer Seite dem leicht erregbaren Manne falsch berichtet worden sei. Freund Cloëtta erzählte ich das mir Zugebrachte und betonte, dass ich die Sache klar zu legen wünsche, da ich Locher-Zwingli

gegenüber die Pietät nie verletzt habe und nie verletzen werde. Cloëtta war so freundlich, seinem Schwiegervater die Wahrheit mitzutheilen, und dieser dankte mir aufs wärmste für meine Geradheit. Bis zum Tode Lochers war unsere Beziehung die freundlichste. Wie leicht ersichtlich, ist das Wesentliche in diesen Erlebnissen, dass offenes Handeln bei tüchtigen Männern am sichersten zum Ziele führt. Wer dies nicht wagt, wer es nicht erträgt, ist nicht sauber übers Nierenstück.

Zu denjenigen Familien, mit denen ich nun in bleibenden engern Verkehr trat, gehörte besonders diejenige des Nationalrathes und Fabrikbesitzers Wolfgang Henggeler-Schmid. In diese Familie war ich im Februar 1856 zuerst als Augenarzt eingetreten und wurde nun — nach Lavaters Tod — Hausarzt. Der hochbegabte und feinsinnige *selfmade man* hatte sich aus alter Bürgerfamilie von Unter-Aegeri zum bedeutenden Baumwollspinner und der ersten Autorität in Wasserwerkanlagen hinaufgearbeitet. Das jüngste von neun Kindern, wurde er der Ernährer aller Geschwister und der Förderer seiner Heimatgemeinde und seines Kantons. Getreu unterstützt von einer trefflichen Gattin, die an Arbeitsamkeit, Wohlwollen und Menschenliebe nicht zu übertreffen war und durch den geistig sie überragenden Mann richtig geleitet wurde, bildeten die beiden einen Bund seltenster Harmonie. Was dem Manne an Schulbildung fehlte, ersetzte er reichlich durch echte Humanität, reife Lebenserfahrung und kräftige patriotische und liberale Gesinnung. An ihm sah ich, wie der Werth der ordinären Schuldressur unendlich übertrieben wird und wesentlich nur Bedeutung hat für diejenigen Köpfe, welchen die Mittel der Sinne und des Geistes fehlen, um sich am Leben selbst hinaufzuranken. Der Mann, der nie gelernt hatte, orthographisch zu schreiben, drückte seine Gedanken mündlich und schriftlich viel besser aus, als mancher Professor, und kannte deutsche klassische Litteratur besser als mancher Sekundarlehrer. Während er bei der Nachtarbeit in

der Spinnerei wachte, hatte er seinen Schiller, Gœthe und Lessing studirt, und mit Leichtigkeit recitirte er Nathan oder Faust. In Nationalökonomie und Geschichte war er so bewandert, dass klare Köpfe, wie Professor Osenbrüggen, an ihm helle Freude hatten, und während er immer neue Anlagen zur Erweiterung seines Geschäftes ersann, liess er sich durch die Absicht, brachliegende Menschen zu nützlichen Staatsbürgern zu erziehen, über seine Kräfte hinaus in immer weitere Kreise der Thätigkeit hineinziehen.

Er gehörte zu jener Gruppe unternehmender Köpfe, welche die gewaltige Industrie der Ostschweiz erschaffen und keine Nachfolger gefunden haben. Ihr Fehler bestand, der Zeit entsprechend, in zu grossem Vertrauen in die Dauer dieser Industrie und den absoluten Werth des Erwerbes für die Hebung des Volkes. Von allen, die ich kennen lernte, war Wolfgang Henggeler der Einzige, welcher über den Erwerb hinaus, ja über das Fascinirende der eigenen Erfindung hinaus bestrebt war, in frühester Zeit, durch Schulen, Spar- und Krankenkassen, Arbeiterhäuser, Bäder u. s. f., auch sittlich und hygieinisch fördernd zu wirken; dies unter den schwierigsten Verhältnissen in Bezug auf Ort und Umgebung. Die treue Gattin war gerade in diesen humanitären Bestrebungen die thätigste Mithilfe und verschmähte nicht, mit Schwamm und Kamm, Strick- und Nähnadel an der Vermenschlichung der Kinderschaar zu arbeiten, die in etwas primitiver Verfassung die neuen Fabriken umstand.

Die Kinder waren noch sehr jung, aber, namentlich die zwei ältern, auch reich begabt und musikalisch gebildet. So gestaltete sich oft mein Besuch in diesem Hause zu einem ebenso behaglichen als anregenden Ausruhen.[1]

Daneben mischte ich mich nun auch mehr in die Gesellschaft

[1] Horner wurde bald selbst ein Glied dieser vortrefflichen Familie, indem er Henggelers ältere Tochter zur Gattin erhielt. L.

als früher. Als Docent Theilnehmer der akademischen Bälle, brachte ich recht oft noch Terpsichore Opfer und unterhielt mich vorzüglich mit einem Kranze von Damen, die ich noch nach langen Jahren gerne an unsere Heiterkeit sans conséquence erinnern durfte.

In diese Zeitperiode fällt auch noch ein für mich sehr wichtiges Ereignis, das ich bis zum Abschlusse, der circa 1860 erfolgte, hier erzählen will. Durch meinen Freund His war ich nicht selten zu Konsultationen nach Basel gerufen worden; oft kamen Patienten aus den ersten Familien. Gelegentlich brachte ich auch ein, zwei Tage in Basel zu und lebte sehr glückliche Stunden in der His'schen Familie, besonders auch bei Dr. Martin Burckhardt-His auf dem Wenkenhof bei Riehen. Da namentlich auch der erste Arzt Basels, Prof. Jung, mir äusserst freundlich entgegen kam, entwickelte sich eine immer ausgebreitetere Praxis. In Basel selbst tauchte die Idee auf, eine Augenheilanstalt zu errichten und mich an dieselbe zu berufen. Ich wäre dazu nicht abgeneigt gewesen, da einerseits die Praxis die lukrativste war, die ich kannte, und anderseits die grosse Nähe der elsässischen Städte eine auch quantitativ befriedigende Thätigkeit hoffen liess. Selbstverständlich war es wesentlich, dass die akademische Thätigkeit nicht nur möglich, sondern von den ersten Professoren sehr gewünscht wurde. Doch liess ich die Sache ruhig an mich herankommen, und als ich dann durch Bænziger hörte, dass ein Schüler v. Græfes, der früher in Basel studirt und mit einer Baslerin sich verheiratet hatte, dorthin übersiedeln wolle, gab ich auch meine Besuche in Basel auf und verzichtete freiwillig auf die, wie schon bemerkt, gewinnbringendste Praxis. Das entscheidende Motiv war einzig der Wunsch, einer unnöthigen Konkurrenz auszuweichen; sie sieghaft zu bestehen, hätte meinen Aufenthalt in Basel selbst nöthig gemacht.

Kehren wir wieder, nach mancherlei Digressionen, ins Jahr 1858 zurück, so concentrirt sich meine Erinnerung wieder auf

die Herbsttage in Heidelberg, wo sich auch Fernerweilende zum frohen und schaffensfreudigen Zusammensein einfanden. A. v. Græfe brachte schon die Resultate der Iridektomie bei Glaukom und glaukomatösen Erkrankungen, und berichtete über Cysticercus-Extraktion. Donders legte die ersten Anfänge seiner klassischen Arbeiten „über Accommodationsbreite und Brillenwahl" vor und berichtete über eine Reise nach London und von Bowmanschen Operationsmethoden bei Glaukom und Keratokonus, bei Schielen, und Thränensackleiden. Heinrich Müller legte seine Untersuchungen über Netzhauterkrankungen bei Morbus Brightii vor. Pagenstecher gab die Indikationen der starken Præcipitatsalben. Ad. Weber zeigte die myotische Wirkung des Digitalin. Mooren sprach über Retinitis pigmentosa; Kussmaul über ein kyklopisches Auge.

Wie bei diesen ersten Zusammenkünften, so war auch in der Folge das Zusammensein in Heidelberg ein freundschaftliches und jugendlich heiteres, dem sich der ältere und an deutsche Studentensitten nicht gewöhnte Donders allmälig auch anpasste. Die Nachmittagsausflüge nach Neckarsteinach, die freie Luft in schöner Natur im Freundeskreise, die eifrige, aber massvolle und nicht egoistische Diskussion, all dies wirkte ja wie ein erfrischendes Bad nach dem einem langen Marsche vergleichbaren Leben der Praxis.

Damals war Helmholtz Professor der Physiologie in Heidelberg. Es lag nahe, dem Erfinder des Augenspiegels den Dank der Augenärzte auszusprechen. Es bot sich bei dem rasch gefassten Entschlusse nur die Ueberreichung eines Bechers mit der Inschrift: „Dem Erfinder des Augenspiegels, dem Wohlthäter der Menschheit, die dankbaren Ophthalmologen." Unsere Namen waren alle eingravirt. Ich erinnere mich noch wohl des Ladens in der Hauptstrasse links, wo man vom Prinz Karl zum Thore geht, wo ich den Becher kaufte. V. Græfe übergab, bei festlichem Mahle, in blumenreicher Sprache, das Zeichen unserer Anerkennung. Helmholtz

antwortete in ruhig ernster Sprache und betonte, dass dies die erste öffentliche Anerkennung sei, die ihm überhaupt zu theil werde. Bei jenem Mahle hielt Bænziger die köstliche Rede auf Heinrich Müller, der den Ophthalmologen, diesen Optikern, erst gesagt habe, was konkav und was konvex sei (excavatio glaucomatosa papillæ). Da war auch auf Helmholtz' Antlitz ein fröhliches Lachen zu sehen.

Von Heidelberg gieng ich nach Mainz, um die schöne Braut meines Freundes W. Hess zu begrüssen und in dem köstlichen Kreise seiner Familie, sowie bei Pagenstecher in Wiesbaden einige, wie immer, anmuthige Tage zu verleben. Schwer trennte ich mich von diesem glücklichen Mainzer Kreise, um wieder in die tägliche Arbeit einzutreten. Spät im Jahre besuchten mich Hess und Frau noch in Zürich und blieben trotz harten Winterwetters, um meine Familie kennen zu lernen. Sie besuchten auch X., der mit der Hess'schen Familie genau bekannt war. Noch heute erinnere ich mich, wie Hess sich verwundert über die völlige Missachtung äusserte, welche derselbe gegen unser Zürich und die Schweizer aussprach. Er leugnete jede ideale Richtung bei uns, und es half nichts, dass Hess ihm zeigte, dass kein zweites Gemeinwesen von der Kleinheit bestehe, wie unser Kanton, in welchem so Viel für humane und wissenschaftliche Zwecke geschehe. Der Prophet hatte eben keine Anbeter gefunden, keine weissgekleideten Mädchen, denen er „Georg Forster“ vorlesen konnte, keine Bewunderer im Kreise der Universität. Stets nur Wortvirtuos, war X. bei uns in zu sachlichem milieu und nicht wie später unter Einäugigen. Um diesen Propheten und damit viele andere zu charakterisiren, möge noch folgendes Erlebnis erzählt werden. Gerade auf Veranlassung von Hess hatte ich X. hie und da besucht und oft mit ihm diskutirt. Eines Tages fragte er mich, wem er die religiöse Erziehung seiner Kinder anvertrauen solle. Ich war verblüfft, dass er diese Frage that und sie an mich richtete, und antwortete,

nachdem noch Personen, wie Prof. Biedermann, genannt worden waren: „Lassen Sie uns über das diskutiren, was mit Glas und Messing zu messen ist, und erlauben Sie mir, in religiösen Fragen auf Diskussion zu verzichten.“ Es war das letzte Mal, dass X. mit mir eingehend sprach. Ich habe seine weitere Laufbahn nicht ohne Interesse verfolgt, sie war ausserordentlich glänzend. So oft ich aber mit ihm als Arzt zusammentraf, fand ich immer wieder den Phantasten, den Phraseologen, den s. v. v. negativen Kapuziner. Er war ein äusserst talentvoller Mann, aber die Beschäftigung mit sogenannter „populärer“ Wissenschaft, während längerer Zeit fast ausschliesslich getrieben, hatte ihn von methodischer Forschung und strengster Realität entfernt. Es ist das eine allgemeine Erfahrung, dass auch nüchternere Menschen als X., wenn sie eine Zeit lang nur popularisirende Arbeiten schreiben, für die ehrliche Forschung verloren gehen und sich nur mühsam, und mit Aufwand äusserster Energie, auf die steile Bahn produktiver Arbeit zurückfinden. Ich erinnere mich deutlich, wie mir mein lieber Freund, Johannes Wislicenus, erzählte, dass er noch in Halle, aus ökonomischen Gründen, anfieng, Artikel über naturwissenschaftliche Themata in Zeitungen verschiedener Art zu schreiben; wie, nach längerer Beschäftigung der Art, er zum grössten Schrecken entdeckte, dass ihm die knappe, rücksichtslos positive Darstellung wirklicher Forschung immer schwieriger und mühsamer wurde; wie er sich ertappte an der Ausfüllung von Lücken durch Bilder und Gleichnisse etc. Da rettet nur stramme experimentelle Forschung. Ich könnte noch den Namen manchen berühmten Mannes nennen, der die blossen Behauptungen und die bewiesenen Thatsachen nicht mehr von einander unterscheiden konnte.

Es ist deshalb auch charakteristisch, dass die X. und Genossen ihre Anhänger bei den Männern finden, die nie in der Schule methodischer Forschung waren, und besonders gerne beim andern Geschlecht suchen.

Im Jahre 1859 gieng meine Praxis energisch weiter, die Anzeichen eines specialistischen Rufes mehrten sich, und der Rayon, aus welchem Augenkranke kamen, vergrösserte sich. Besonderes wüsste ich weiter nicht zu berichten. Ich eile auch jetzt wieder zur Heidelberger Versammlung, welcher dies Jahr ein besonders bedeutsames Erlebnis folgen sollte. Wir waren am 4. September in Heidelberg eingerückt. Anwesend waren: v. Arlt (Wien), Bænziger (St. Gallen), Donders (Utrecht), Eigenbrodt (Darmstadt), v. Græfe (Berlin), Bowman (London), Hess (Mainz), Horner (Zürich), Junge (Moskau), Braun (Moskau), Knapp (Heidelberg), Al. Pagenstecher und Arn. Pagenstecher (Wiesbaden), Seitz (Giessen), Schweigger (Berlin), Spiess (Frankfurt), Vogelsang (Hannover), Weber (Darmstadt), v. Welz (Würzburg). Wohl durfte man sagen, dass die vier bedeutendsten Augenärzte damaliger Zeit anwesend waren. Einzig Desmarres fehlte, um den Kranz zu schliessen. Die reichen Verhandlungen habe ich 1860, bei Peters in Berlin, auf Veranlassung v. Græfes, protokollarisch berichtet; hier sei nur erwähnt, dass die Behandlung der Thränenweg-Krankheiten (Bowman), die Anfänge der neuen Lehre der Refraktions- und Accommodations-Krankheiten (Donders, Knapp), die Lehre von der Neuritis bei Gehirntumoren (v. Græfe), von der experimentellen Erzeugung des erhöhten intraokularen Druckes (Junge), von der Extraktion mit der Kapsel (Pagenstecher) hier schon zum wissenschaftlichen Ausdrucke kamen. Man fühlte deutlich das stürmische Wachsen in allen Branchen. Bald nach unserer Heidelberger Zusammenkunft gieng v. Græfe nach Heiden, wo schon im Jahre vorher seine Schwester, Frau v. Thiele, einen Sommeraufenthalt gemacht hatte. Zehn Jahre lang war nun v. Græfe regelmässiger Gast auf den schönen Alpen des hübschen Ländchens.

Bald sammelte sich um ihn eine grosse Zahl von Patienten, und der kleine Kurort blühte auf. Wirklich holte sich v. Græfe regelmässig sicht- und fühlbare Kräftigung. Natürlich brachte die

Nähe v. Græfes einerseits vielfache Konsultationen und damit manigfache Belehrung, anderseits eine köstliche Gelegenheit, den verehrten Freund im innigsten Verkehre zu geniessen. In diesem Jahre gieng ich zum ersten Male nach Heiden, blieb einige Tage dort und machte dann mit v. Græfe und Bænziger eine köstliche Reise durch Graubünden, die an das Kühnste studentischen Frohsinns heranreichte. Ich kann mir nicht versagen, hier eine Skizze jener Reise niederzulegen, als Zeugnis unseres heitern Sinnes und unserer natürlichen Genussfähigkeit.

Es war Ende September, als Bænziger und ich nach Heiden kamen, um die verabredete Tour zu machen. Nach Mittag gieng's nach Rheineck hinunter und dann per Bahn nach Chur. In Altstätten, wo Bænziger damals wohnte, sahen wir des letztern Gemahlin am Bahnhofe, und rasch wurden vorher bestellte Ueberzieher u. dergl. ausgewechselt, und Nöthiges für die späte Alpenreise eingetauscht. Wirklich wird es schon vor Sargans kühl und v. Græfe will sich seinen Ueberzieher anziehen: siehe da, es sind zwei Exemplare des kleinen Bænziger da, das Eigentum des langen Græfe ist in Altstätten. V. Græfe war köstlich in der kleinen Jaquette. Bei Maienfeld will Bænziger die Rebberge des Completer zeigen, ein Windstoss nimmt seinen Hut! V. Græfe nimmt den meinen, Bænziger den v. Græfes und ich eine kleine Reisemütze, die ich eingepackt hatte. So kamen wir in Chur an, wo am Bahnhofe eine Extrapost wartete, die uns nach Tiefenkasten bringen sollte. Schon ausserhalb der Stadt kommt uns zu Sinn, dass die vorausgesandten Koffer noch in Chur liegen. Wir kehren zurück, bekommen, schon in dunkler Nacht, durch besondere Freundlichkeit noch unser Gepäck, und nun geht's in wundervoller Herbstnacht über die Malixer Höhe nach Tiefenkasten. Nach ziemlich verkürzter Nachtruhe am Morgen weiter über den Julier. Vor Molins will ich nach der Uhr sehen — Uhr und Kette sind fort und liegen im Nachttischchen in Tiefenkasten. (Ich bekam sie

durch den Postillon nach zwei Tagen in Silvaplana wieder.) Am Abend sind wir drei mit zwei Hüten, zwei Ueberröcken und zwei Uhren glücklich in Pontresina, und am frühen Morgen geht's auf den Piz Langnard. Wolkenloser Himmel, wunderbar klare Aussicht, köstliches Beisammensein auf dem damals für uns fünf (ein Führer und ein Träger mitgerechnet) kaum ausreichend grossen Gipfel. Tiefsinnige Studien über Flug und Fall der Champagnerpfropfen in solcher Höhe! Wie ich am Abend aussah, nur mit meiner kleinen Reisemütze bedeckt, ohne Schutz fürs Gesicht, kann man sich vorstellen, und während ich die Augen kaum mehr öffnen konnte, sollte ich — Whist spielen. Der folgende Tag in Silvaplana war ein Ruhetag; auch das Wetter lud nicht zu Exkursionen ein. Im Wirth entdeckte ich einen Bekannten vom eidgenössischen Schützenfeste, das im Juli in Zürich stattgefunden hatte, und bei dem ich, theils als Arzt, theils als Schütze (mit vielen Kehrprämien), betheiligt gewesen war. Ein Wort gab das andere, und bald hatten wir ausgemacht, mit Stutzen nach der Scheibe zu schiessen könnte ein schönes Vergnügen sein. Bænziger war ein erfahrener Schütze, v. Græfe hatte noch nichts losgelassen als — eine Windbüchse, und fürchtete sich vor den Zündkapseln. Da blieb nichts übrig, als ihn mit einer Wette zu reizen: wer am schlechtesten schiesst, zahlt Mittagessen und eine Fahrt nach Samaden. Der schwere Stutzen schwankte in v. Græfes Hand, dennoch schoss er wegen Schärfe des Auges, Schnelligkeit und Feinfühligkeit der Hand ganz gut, und anstatt seiner, wie wir angenommen hatten, verlor Freund Bænziger. Wir übernachteten in Ponte, wo ein sehr heiteres Nachtmahl dem kurzen Schlafe vorausgieng. Um vier Uhr gieng's über den Albula, denn ich sollte am Abend in Zürich sein, wo der frühere Reichsregent Becker (Glaukom) auf mich wartete. Es war eine schöne Tour über den Albula nach Bergün, von da im kleinen Wägelchen nach Tiefenkasten und von hier in vierspänniger Extrapost nach Chur. Die Ankunft schien so zeitig, dass wir noch

im Steinbock ein Mittagessen bestellten. Nachher wollten wir zusammen abreisen, ich nach Zürich, die Andern nach Altstätten, resp. Rheineck. Doch unsere Sorglosigkeit brachte es fertig, dass wir die Abfahrtszeit des Zürcher Zuges verfehlten und nur den letzten St. Galler Zug benützen konnten. Am frühen Morgen des andern Tages zog ich dann in die Heimat.

Zwischen Chur und Rheineck war uns noch ein kleines Abenteuer zu gutem Schluss vorbehalten. Wir hatten ein Coupé erster Klasse und durchgiengen, bei Kerzenlicht, die von mir geschriebenen Verhandlungen der Heidelberger Versammlung. In Altstätten, wo Bænziger ausstieg, kommt der Inspektor des Bahnhofs und ladet uns ein, in die zweite Klasse zu gehen, da Prinz Napoleon (Jérôme) die erste Klasse allein wünsche. Wir liessen ihm sagen, dass er uns auf den noch freien Plätzen gar nicht genire, aber keine Veranlassung vorliege, unsere Sitze zu verlassen. Die passirende Gesellschaft geruhte, uns grimmige Gesichter zu schneiden. Es gehört noch zu dieser tollen Reise, dass ich, im Winter 1859/60, v. Græfe, auf einer Reise zur Kaiserin von Russland, in Olten traf. Ich empfieng ihn zu seinem Erstaunen mit hellem Gelächter: er trug meinen Hut, den ich ihm am 26. September 1859 bei Maienfeld gegeben hatte. Als ich ihm mein Lachen erklärte, meinte er: es sei ihm den ganzen Winter so gewesen, wie wenn ihm der Hut nicht passte (er war ihm viel zu gross) — — — — — — — — — — — — — — — —

Also war Horner am fröhlichsten Erzählen, da pochte der grausame Tod an sein Thor. Die Feder entfiel seiner Hand, und von seiner heitern Vergangenheit wandte er sich zu den letzten Anordnungen für die Zukunft der Seinen.

Es ist sehr zu bedauern, dass wir von der ausserordentlich segensreichen Thätigkeit seiner letzten siebenundzwanzig Jahre, seines halben Lebens, nichts mehr aus seinem eigenen Munde vernehmen können. War schon sein Familien- und bürgerliches Leben ein erhebend schönes, so wären namentlich seine Erfahrungen auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete, sein ebenso competentes als selbständiges Urtheil über die wichtigsten Fragen unserer Spezialität, von allerhöchstem Werthe gewesen.

Doch auch die schlichte Erzählung seiner Jugendzeit, die zu den Begebenheiten seine ganze Seele wiedergiebt, bildet nicht nur für seine Freunde ein lebendiges Denkmal, sondern auch eine interessante Studie für den Psychologen.

Versetzen wir uns in die Kinderjahre des Mannes, der so Grosses geleistet hat; betrachten wir die Wittwe, mit den

6

fünf unerzogenen Kindern, um den der Arbeit und den Sorgen erlegenen Vater weinend, und zwar in so kümmerlichen Verhältnissen, dass die von milder Hand in die Hausflur geworfenen hundert Franken eine mehr als erwünschte Gabe waren, so könnte es scheinen, dass des jungen Horners Erbe ein gar kärgliches müsse gewesen sein. Doch, statt klingender Münze, hatte er von seinem Vater geerbt das gewissenhafte, unentwegte Arbeiten, von seiner Mutter den heitern, aufgeweckten Sinn, und von Beiden die hohe Intelligenz und den gediegenen Charakter. Dazu hatten sie ihn von Kind auf gelehrt gehorchen, erst ihren gerechten Anordnungen, hernach seinem eigenen Gewissen. Früh schon hatte ihm das Leben seine wahre, das ist, seine ernste, bitterernste Seite gezeigt. Jeder Tag brachte seine Pflicht, dem Vater, wie dem Sohne, der Mutter und den Töchtern. Um mit des Arztes kümmerlichem Verdienste die Haushaltung ehrenhaft durchzubringen, hiess es Ordnung halten, weise leben, das Ziel nie aus dem Auge lassen. Dieser Sinn für Ordnung, diese Disziplin, sind ein ferneres unschätzbares Gut für ihn geworden. Und hatte er die Bitterkeit der Armuth und der Sorgen gekostet, so gieng ihm des Nächsten Kummer desto mehr zu Herzen. Aus dem angebornen edeln Sinne und dem selbsterfahrnen Leide entstand sein Mitleid, seine Menschenliebe.

Diese Vorzüge, Tugenden, guten Eigenschaften und Gewohnheiten haben ihn in seinen Studien- und Wanderjahren auf dem rechten Wege erhalten. Sie sind die Hauptursache seiner vielfachen Erfolge geworden. Sie sind die Grundzüge seines Charakters, die wir in allen

seinen Handlungen, in all seinen Stellungen wiederfinden. Er hatte Gelegenheit genug, sie zu bewähren, denn sein Wirken war ein ausserordentlich vielseitiges.

Schon hatte er einige Zeit als Privatdozent der Augenheilkunde mit Erfolg gelehrt, als im Jahre 1862 die Regierung, in richtiger Würdigung der neu entstandenen Wissenschaft, die Trennung der Ophthalmologie von der Chirurgie, die Errichtung eines besonderen Lehrstuhles für die letztere, und einer stationären Klinik für Augenkranke am Kantonsspitale beschloss. Während Billroths glänzendem Talente die Chirurgie zufiel, wurde Horners nicht geringeren Gaben die Augenheilkunde anvertraut. Mit einer Begeisterung, die bis ans Ende seiner Laufbahn nicht erkaltete, widmete er sich dieser hohen Aufgabe. Jeden Morgen wanderte er hinan nach der Höhe, auf der das stattliche Universitätsgebäude thront und mit klarem Auge nach den Bergen schaut, wo der friedliche Spital fast einladend liegt im Grünen, mit seinen hohen offenen Fenstern und seinem wundervollen Blicke über das schöne Land. Zu Füssen die Stadt mit ihren Thürmen; darüber die zackige Albiskette, dem blauen See entlang bis nach den Alpen, die das Ganze überragen, strahlend im Glanze des ewigen Schnees. Gepriesen sei er, dieser ideale Sitz der Wissenschaft und Menschenliebe, wohl angethan, den Lehrer wie den Schüler zu inspiriren.

Um acht Uhr Morgens hielt Horner da abwechselnd einen theoretischen Vortrag, oder klinische Demonstrationen. Beide waren unübertrefflich. Er nahm es mit seiner Pflicht als Universitätsprofessor ausserordentlich genau:

statt nur ein ihm besonders zusagendes Gebiet der Wissenschaft zum Gegenstande seiner Forschungen und Vorträge zu wählen, machte er es sich zur Aufgabe, die gesammte Augenheilkunde den Studenten zugänglich zu machen. Mit ausserordentlichem Fleisse bezwang er so auch diejenigen Zweige unseres Wissens, die ihm ferner lagen, und opferte denselben häufig sogar ein spezielles Colleg in den Abendstunden.

Sein Vortrag war äusserst klar, einfach, lebendig, im höchsten Grade interessant und anregend. Er wusste sich den Kenntnissen der Anfänger und den Bedürfnissen künftiger Aerzte anzupassen. Er gieng von dem aus, was sie wussten, und zielte nach dem, was sie brauchten. Er verlor sich nie in Theorieen und Spekulationen; er sprach Erfahrungen, seine Worte waren Thatsachen. Was er vorbrachte, hatte er selbst gesehen, gefühlt, gethan. Der aufrichtige Wunsch, seine Erfahrungen und Kenntnisse Andern mitzutheilen und so noch fruchtbarer zu machen, belebte seine Sprache und machte seinen Vortrag eindringlich und überzeugend.

Nicht minder anregend war seine Klinik. Er kannte seine Schüler und machte sich mit liebenswürdigster Herablassung zu ihrem Führer in dem so schwierigen Gebiete der Augenheilkunde. Je nach ihren Kenntnissen, theilte er ihnen die Fälle zu, lehrte sie sehen, fühlen, beobachten, überlegen, combiniren, eine Diagnose und, mit Hilfe des ihnen aus der Medizin und Chirurgie Bekannten, einen Heilplan machen.

Eine meisterhafte Methodik charakterisirte ihn dabei und ist für seine Schüler ein unschätzbares Gut geblieben.

Was ihn selbst zu einem ausgezeichneten Beobachter machte, war eben die Ordnung, mit der er bei allen Untersuchungen zu Werke gieng. Weit entfernt, sich nur an das scheinbar Wichtigste zu halten, zog er das ganze Organ, den ganzen Menschen, die ganze Constitution, ja selbst die Raceneigentümlichkeiten mit in seine Untersuchung hinein. Wurde kein Detail vernachlässigt, so liess er sich doch durch kein Detail von der Hauptsache ableiten. Die Einzelheiten dienten nur dazu, dem Ganzen mehr Charakter, mehr Relief zu geben. Kein Wunder, wenn so die einfachsten Fälle unter Horners Beleuchtung zu den interessantesten wurden. Ohne Blutvergiessen und Geschrei, zog seine Klinik alle Medizin-Studirenden an und fesselte sie. Auch diejenigen, die sich niemals mit Augenkrankheiten besonders zu beschäftigen vorhatten, praktizirten mit Eifer, und es ist ein nicht genug hervorzuhebendes Verdienst Horners, dass er es verstand, die künftigen Aerzte zu lehren, ordentliche Diagnosen zu stellen, die einfachen Augenkrankheiten richtig zu behandeln, die gefährlichen bei Zeiten zu erkennen und dem Spezialisten zuzuweisen. Zeugen seine Bücher von Tausenden, denen er das Augenlicht wiedergegeben, so sind Hunderte von Tausenden, Dank seiner vortrefflichen Lehrthätigkeit, vor Blindheit bewahrt geblieben.

Es genügte ihm übrigens nicht, nur zu lehren, zu demonstriren und zu ordonniren. Er legte selbst Hand an Alles, auch an die untergeordnetsten, die widerwärtigsten Dinge. Er pulverte das Calomel, strich die Salben ein, und verrieb sie mit dem Augenlide, also

die oculäre Massage ausführend, lange bevor sie unter dieser Etiquette neu erfunden wurde; er reinigte eigenhändig die Augenlider, das Gesicht, ja wohl den ganzen Leib der schmutzigen, vernachlässigten, skrophulösen Kinder der Poliklinik. Zu gleicher Zeit wusch er dann allerdings auch den unkultivirten Eltern dieser Schreihälse gehörig den Kopf, was ihm jeweilen nicht minder wohl gelang. Es war ein grosses Beispiel, diesen feinen, reinen, alle Unordnung verabscheuenden Mann mit der Säuberung dieser Böotier beschäftigt zu sehen. Er zeigte damit so recht, dass es zur Kur bei weitem nicht genügt, zu verordnen — weiss doch die Mehrheit der Menschen nicht einmal, was waschen heisst — sondern dass der richtige Arzt so viel als möglich selbst ein- und angreifen muss. Die glänzendsten, fast wunderbaren Erfolge krönten denn auch diese eingehende, energische, allseitige Behandlung.

Während er so im Dienste der Menschheit des geringsten Baders Werk nicht unter seiner Würde hielt, erstieg er als Chirurge die höchste Stufe. Horner war in der That ein Operateur ersten Ranges. Schon seine Hand war schön, wohlgebaut, wohlgepflegt, ich möchte fast sagen intelligent; dem fünfgespaltenen Ende der Oberextremität des sogenannten Handwerkers ebenso unähnlich als dem charakter- und leblosen Ringgestelle des Müssiggängers. Sie war — wie gesagt — intelligent, ich finde keinen bessern Ausdruck dafür. Man sah ihr an, dass sie einem höhern Zwecke zu dienen gewohnt war. Kraft und Zartheit, Sicherheit und allseitige Beweglichkeit sprachen aus dieser Hand, leuchteten aus all ihren einheitlich wirkenden und doch unabhängig von einander geübten Fingern.

Es war denn auch ein wahrer Genuss, den Meister operiren zu sehen, wie er jedes Instrument regelrecht fasste, leicht und sicher und zweckentsprechend führte. Der Arm ruhig, die Hand davon unabhängig, die Finger allein in Thätigkeit. Da gab es keine Stösse, keine Ecken, Alles war Rundung und Ruhe. Und dies war der Fall auch zu einer Zeit, wo er diese Ruhe seinem nervösen Temperamente und seinem überwältigenden Eifer, vollkommen zu operiren, gewissermassen abringen musste. Er entschloss sich zum chirurgischen Eingreifen erst, wenn er die gehörige Gemüthsruhe in sich fühlte, hielt sehr auf die gewohnte Disposition des Operationsbettes, des Lichtes und sehr geübte Assistenz. Die im Ganzen sehr wohlangelegte, geduldige und vernünftige Natur seines Publikums kam ihm dabei sehr zu statten. Es giebt Länder, wo der Muth zur Operation nur einen Augenblick anhält. Da gilt es, auch unter ungewohnten und ungünstigen Verhältnissen doch ruhig zu operiren. Horner hätte das, namentlich in seinen späteren Jahren, ohne Zweifel auch fertig gebracht, doch ist es interessant zu bemerken, dass er sich nie entschliessen konnte, anderswo, auch vor wohlwollenden Collegen, öffentlich zu operiren. Es ist dies allerdings eine Klugheit, die auch andere grosse Operateure empfehlen und praktiziren.

Seine ausserordentliche Geschicklichkeit verlangte nicht nach immer neuen, modifizirten, complizirten Instrumenten. Wer immer nach Neuem greift, beweist, dass er mit dem Alten nicht auskommt, wer Complizirtes erfindet, dass er die Unzulänglichkeit der Hand

durch den Mechanismus des Werkzeuges zu ersetzen hofft. Ausser in der Tadellosigkeit der Ausführung, fand Horner den Erfolg seiner Operationen auch in der Gründlichkeit der Diagnose, und der richtigen Wahl des Zeitpunktes seines Eingreifens. In der Untersuchung einer Katarakt z. B. auf Reife, Consistenz, Durchmesser, Zustand des Augengrundes und Constitution des Patienten, war er ausserordentlich genau. Dazu kam die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, die in seinen Kliniken herrschte. Seit wir die Ursache der Wundkrankheiten kennen, können wir nur mit Schauder an die Keime des Todes denken, die mitleidige Seelen einst in der sorglich gezupften Charpie nach den Schlachtfeldern aller Welt sandten. Aber auch zu jener vorantiseptischen Zeit schon widmete Horner der Herkunft und Reinheit seines Verbandmaterials die grösste Aufmerksamkeit. Er war einer der Ersten, der die herrlichste Errungenschaft der Chirurgie, die Antisepsis, der Augenheilkunde zu Nutze machte und den mikroorganischen Ursprung mancher Augenleiden richtig erkannte. Den Beweis dafür geben seine Arbeiten über desinfizirende Behandlung einiger Hornhauterkrankungen[1], über Keratitis mykotica[2] und sein ausgezeichneter Vortrag über die Antisepsis bei Augenoperationen, der an dem internationalen Congresse der medizinischen Wissenschaften in London allgemeinen Beifall erntete[3].

[1] Bericht über die ophthalmolog. Gesellschaft in Heidelberg. 1874. p. 432.

[2] Klin. Monatsblätter 1874, pag. 442 und Correspondenzblatt f. Schweizerärzte 1875, pag. 4.

[3] Transactions of the internat. med. Congress, VII[th] Session, held in London, 1881, pag. 8.

Damals schon hatte Horner die meisten Antiseptica durchgeprüft und auch schon im Innern des Auges, zur Reinigung der vordern Kammer angewandt. Letzteres that er aber nur in Fällen, wo beginnende Infection der Hornhaut oder Iris ein so energisches, directes und nicht ungefährliches Eingehen rechtfertigte. Das jetzt so sehr empfohlene Aus*spritzen* der vordern Kammer und des Kapselsackes nach jeder Staaroperation sah er als ein „zu viel" an und sagt darüber in einem Briefe an mich „mit Lawson Tait: *The better part of valour is discretion,* das ist der Wahlspruch für die Staaroperation; man sieht's auch beim Cocaïn; warum giessen die Leute so närrisch viel darauf!" Dafür aber hielt er sehr auf nicht allzufrühes Operiren und möglichst vollständiges Entfernen aller Kataraktreste, mit Hilfe der Lidbewegungen und einfachen Ausschwemmens mit der antiseptischen Lösung. Den Schnitt führte er nach oben, im Sklerocornealrande; die Iridektomie behielt er bei, schickte sie wohl sogar hie und da der Extraction einige Monate voraus, wenn es die Umstände erforderten und der Patient gestattete [1]. Die Vortheile des Koloboms schienen ihm gewichtiger als die Nachtheile, von denen er den grössten, die mögliche Einklemmung der Kapsel in der Wunde, gar wohl kannte. War er doch einer der Ersten, der die Ursache mancher, vom corpus ciliare ausgehenden Reizungen und Entzündungen in den eingeheilten Kapselfetzen fand.

---

[1] Beitrag zur Lehre von der modifizirten Linearextraction. Dissertation von M. Esslinger 1867. — Beitrag zur Kataraktlehre. Correspondenzblatt für Schweizerärzte 1872, Nr. 17. — Die Staarextractionen der ophthalmologischen Klinik in Zürich von 1870—1880. Dissertation von Carl von Muralt 1881.

In der That ergründete Horner die Krankheiten nicht nur mit Hilfe der klinischen Beobachtung, sondern auch mit der mikroskopischen Untersuchung. Er richtete sein Privatzimmer im Kantonsspitale zu einem kleinen pathologisch-anatomischen Laboratorium ein, und arbeitete dort mit seinen Assistenten an enucleirten Augen, an den Produkten der Operation, wohl auch an Thieren, sich die Methoden aller Länder zu Nutze ziehend und den Schatz ihres Wissens seinerseits wieder bereichernd. Horner hat auf diese Weise eine bedeutende Sammlung der werthvollsten Präparate geschaffen und der zürcherischen Universität hinterlassen. So sehr er aber auch in dieser Kunst excellirte, so begnügte er sich doch nicht mit dem einfachen Erstellen schöner Schnitte, sondern studirte dieselben aufs Gründlichste. Manchen gelehrten pathologischen Anatomen setzte er in Erstaunen durch die Tiefe seiner Kenntnisse und die Originalität seiner Anschauungen auf diesem Gebiete, und die Fachgenossen fanden darin die Erklärung der Sicherheit, die ihn in der Nosologie auszeichnete.

Es ist wirklich zu bedauern, dass er den Schatz seiner pathologisch-anatomischen Errungenschaften nicht einem grösseren Publikume durch die Veröffentlichung zugänglich gemacht hat. Einzelne tüchtige Arbeiten sind allerdings aus seinem Laboratorium hervorgegangen, wie z. B. diejenigen über entzündliche und über erworbene Kapselkatarakt, über die Entstehung und Beschaffenheit des Pterygiums, Beiträge zur Kenntniss der Retinal- und Orbitaltumoren. Die Resultate der experimentellen und histologischen Untersuchungen über Hypopyonkeratitis,

welche der Schreiber dieser Zeilen, damals Horners Assistenzarzt, mit Frau Bokowa ausführte, sind in der Letztern Dissertation niedergelegt, während der Meister mit andern seiner Schüler den Herpes Corneae, den Frühjahrskatarrh der Conjunctiva, die Erkrankung der Macula bei Myopie etc. zum Gegenstande seiner pathologisch-anatomischen Studien machte.

Ist es zu verwundern, dass ein so allseitig gebildeter, mit solchem Lehreifer erfüllter, mit solcher Lehrgabe gesegneter Meister von überall her Schüler anzog? Und zwar waren es nicht nur Studenten, denen er das Gebiet der Augenheilkunde zugänglich machte, sondern Fachgenossen aus aller Herren Ländern wusste er zu fesseln. Mancher, den seine Reise nach den Schweizerbergen durch Zürich führte, und der so *en passant* die Klinik des berühmten Operateurs sich anzusehen gedachte, blieb, überrascht von der Fülle des von ihm zu Lernenden, machte sich unter seiner Leitung an die Arbeit, dankbar erkennend, dass die reichsten Quellen nicht immer an der Heerstrasse fliessen.

Wer den Meister betrachtet, dem über den Ozean her sogar Schüler zuströmten, während ihm der Titel des Professor ordinarius immer noch vorenthalten blieb, musste wohl denken, dass auch dieser Prophet in seinem Vaterlande am wenigsten Anerkennung finde. Es war dies aber doch nicht der Fall. Wurde ihm auch erst im Jahre 1875 diese mehr als verdiente Ehre zu Theil, so genoss er bei Gelehrten und Laien der allergrössten Achtung und des unbegrenztesten Vertrauens. Ueberstrahlte sein Ruhm schon den der meisten seiner ordentlichen Collegen, so war sein Einfluss an der Fakultät,

ja an der Universität, ein ganz bedeutender. Bei allen Berufungen wurde er zu Rathe gezogen, manche Unterhandlung mit auswärtigen Lehrern ihm anvertraut; und die ganz erstaunliche Zahl von Briefen, Nachfragen, Ansuchen, die er vom Auslande erhielt, zeugen von der Wichtigkeit, die man seiner Stimme beimass.

Diese in Wirklichkeit mächtige Stellung hätte ihn mit Stolz erfüllen, die kleinliche Zurücksetzung, seinen Titel betreffend, verbittern können. Ueber beide Gefühle aber war er erhaben. Sein Verhältniss zu seinen Collegen an der Universität war ein vortreffliches, das zu den Studenten ein ausnehmend freundliches. Der frische Muth, der seine Selbstbiographie durchweht, verliess ihn nie; sein Herz schlug immer jugendlich und für die Jugend [1]. Er wusste sich ihr in ganz merkwürdiger Weise anzupassen und, sich kameradschaftlich unter sie mischend, doch seine Würde zu bewahren. Während er schien zu ihr hinabzusteigen, zog er sie zu sich herauf.

Eine Studentenfahrt nach Rapperswyl ist mir in dieser Hinsicht besonders in Erinnerung geblieben. Ich weiss nicht mehr, welches ausserordentliche Ereigniss wir zu feiern hatten. Jedenfalls aber mussten sich alle Medizin-Studirenden und viele andere daran betheiligen. Wir hatten ein Dampfboot gemiethet, Grosses vor, und alle

---

[1] Im Jahre 1863 schreibt er an einen Freund: „Meine Klinik, meine Zuhörer machen mir die meiste Freude. Das ist mein wahres Leben, in dem ich jung bleibe.“ Und zwölf Jahre später an Denselben: „Du weisst ja am besten, dass das Lehramt meine allergrösste Freude ist und ich die Atmosphäre der Jugend brauche, um mich über das Detail des täglichen Lebens erheben zu können.“ Dr. Bænziger: Zum Gedächtniss Professor Friedrich Horners. Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung 1887.

Professoren dazu geladen. Das Deck wimmelte schon von der jubelnden Jugend, auf dem elastisch sich hebenden und senkenden Schiffe. Periodisch wurde die Glocke geläutet, und Gesang und Zuruf erschollen ohne Unterlass. Von den hohen Eingeladenen aber erschien, ausser Horner, keiner. Wir glaubten uns darüber mehr als verwundern zu müssen. So gross die Freude war über sein Kommen, so tief war die Entrüstung über der Andern Wegbleiben. Und als da zufällig noch Einer, seine Gemahlin in hochrothem Shwale am Arm, über den Quai wandelte, da kannte die Entrüstung fast gar keine Grenzen mehr. Hornern gelang es allein, die Aufgeregten vor einer ungeziemenden Demonstration abzuhalten. Er liess die Anker lichten, und auf dem lachenden See, im hellen Sonnenschein, machte bald der Rachedurst wieder dem gewöhnlichen Platz. Auf der Ufenau wurde Huttens Grab, mit rührendem Gesang und Fahnenschwenken, eine Ovation gebracht; hat er sich doch um alle Fakultäten, die medizinische nicht ausgenommen, wohl verdient gemacht. Dann gieng es weiter, den ganzen langen See hinauf, bis nach Rapperswyl, wo unabsehbare Reihen gedeckter Tafeln unserer harrten. Wer je Student gewesen ist, kann sich leicht vorstellen, wie es da mag zugegangen sein. Hatte doch das Commersiren am frühen Morgen in Zürich selber angefangen und begreiflicher Weise weder auf dem Boote, noch an dem classischen Grabe aufgehört. Es war ein Meisterstück des Taktes für einen einzelnen Professor, den ganzen Jubel mitzumachen, mit zu trinken, mit zu singen, und doch seiner Würde nichts zu vergeben. Mancher hätte bei Zeiten die Festlichkeit verlassen und

wäre stille per Eisenbahn nach Hause gefahren. Horner harrte aus; er rief nun sich, als „Leibgarde“, wie er sich ausdrückte, die Besonneneren, die, auf diesen Titel stolz, ihr Bestes thaten, von ihm alles Ungehörige fern und die Kameraden im Zaume zu halten. Seinem Einflusse hatten wir es zu danken, dass wir in allen Ehren und voller Zahl wieder heimkehrten, dass von den Betheiligten keiner ertrank — was mir immer noch als ein gewisses Wunder vorkommt — und dass der Tag von Rapperswyl ein schöner war und es in der Erinnerung auch geblieben ist.

Aus derselben Liebe zur Jugend giengen die Bemühungen hervor, mit denen er ein sogenanntes Mediziner-Kränzchen zu Stande brachte und aufrecht erhielt. Einmal in der Woche oder alle vierzehn Tage, ich weiss es nicht mehr genau, versammelten sich Professoren und Studenten der medizinischen Fakultät, in einer Bierhalle, zu einem ersten wissenschaftlichen, und einem zweiten geselligen Akte. Der erste war auch ohne Trunk nicht trocken und der zweite, trotz der geöffneten Hahnen, nicht ausgelassen. Je einer der Studenten theilte da die Früchte seiner Untersuchungen im Laboratorium oder seiner litterarischen Studien mit, und die Professoren, die, wie Billroth, später Rose, Breslau, Gusserow, H. v. Meyer, Frey, Eberth, Hermann u. A., Horners Beispiele folgten, betheiligten sich in wirklich anzuerkennender Herablassung an der Kritik der schülerhaften Arbeiten und der Fröhlichkeit dieser noch unreifen Jugend.

Wie freundlich sein Verhältniss zu den Aerzten der Stadt war, haben wir schon aus seiner Selbstbiographie erfahren. Schuf er doch für dieselben die „Gesellschaft

jüngerer Aerzte“ — ein gewagter Name — und sorgte dafür, dass trotz der Dauer, die er der Gesellschaft gesichert, ihr Charakter immer jugendfrisch blieb.

Zum Präsidenten geboren, wusste er das Interesse immer rege zu erhalten, das Ungeeignete geschickt abzuleiten, die gesellschaftlichen Bande immer enger und enger zu schliessen.

Als später der Verein der Schweizerärzte ins Leben trat, ward Horner eines seiner geachtetsten und thätigsten Mitglieder, erhöhte die Lebendigkeit der Versammlungen durch seine stets anregenden Mittheilungen, und den Werth seines Organs durch seine Beiträge. Eine ganze Reihe interessanter Artikel, über Katarakt, Strychninwirkung bei Schwachsichtigkeit, Trigeminuslähmung, Verletzung durch Hinterladungsgewehre, über die eidgenössischen Medizinalprüfungen, sympathische Entzündung des Auges, die Verhütung und Behandlung der eitrigen Augenentzündung der Neugeborenen, u. a. m., hat Horner im Centralblatt für Schweizerärzte veröffentlicht.

Den Verkehr mit den schweizerischen Aerzten erleichterte ihm übrigens seine angeborene Leutseligkeit, sein Verständniss für schweizerische Verhältnisse, seine Liebe zum Vaterlande, zu vaterländischen Unternehmungen und Bestrebungen. Ausserdem war seine Autorität in seinem Fache eine unangefochtene, und beschäftigte er sich daneben doch auch mit allgemeiner Medizin in wissenschaftlicher und praktischer Weise.

Aber auch sein Verhältniss zu den Spezialcollegen im In- und Auslande war ein ausnehmend freundliches, ja meist geradezu ein freundschaftliches. Und dies war

nicht so leicht zu erreichen und zu erhalten. In der That, der Baum, den v. Græfe gepflanzt, trieb rasch viele und kräftige Aeste; Deutschland und die Schweiz, ja sogar Frankreich und Italien erfreuten sich bald würdiger Vertreter der neuen heilkräftigen Wissenschaft. Mehrt nun auch die Aussicht auf Heilung die Zahl der Patienten, so hat diese Zunahme doch ihre Grenzen, während immer neuen Pflanzstätten immer mehr Augenärzte entspriessen. Die Kreise ihrer Thätigkeit nähern sich immer mehr und greifen in einander über, wenn sie nicht enger werden sollen. Dass unter solchen Verhältnissen nicht hie und da Missverständnisse, Conflicte entstehen, ist schwer zu vermeiden, zumal für einen Mann, dessen Name, wie der Horners, von so weit und von allen Seiten her Patienten anzog. Er war aber stets ein guter College, und die Weise, in der er die Patienten aufnahm, brachte dem Stande der Augenärzte so viel Nutzen, dass auch der Einzelne dabei nur gewann. Das sahen die Klugen unter den Fachgenossen wohl ein. Ich hatte oft genug Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. So war z. B. einer der tüchtigsten süddeutschen Ophthalmologen gerade in meiner Klinik, als ich des Meisters Todesnachricht erhielt. Ein wahrer, ungeheuchelter Schmerz sprach aus seiner Stimme, als er mir sagte: „So mancher Patient auch von mir zu Horner übergegangen ist, man konnte ihm nicht böse sein. Er war ein zu loyaler College. Sein Hingang ist ein Verlust für uns Alle!“

Nicht minder erfreulich war es, Hornern in Mitte der Fachgenossen jeweilen in Heidelberg zu sehen. Alle nahmen ihn mit offenen Armen auf, lauschten mit grösster Auf-

merksamkeit seinen Vorträgen und Kritiken und schenkten ihm in jeder Hinsicht ihr ganzes Vertrauen. Wusste man doch, dass ihn reiner Eifer für die Wissenschaft, aufrichtige Liebe zur Sache beseelte, dass, was er sprach, gedacht war, und was er versprach, gehalten werde. Einer der Gründer, blieb Horner, dem alten, hochgeachteten, nun leider auch dahingegangenen v. Arlt gleich, einer der Pfeiler der Heidelberger Gesellschaft, Mitglied des Organisations- und Publicationscomités, Preisrichter und häufig Präsident. Er hieng auch mit ganzer Seele an der Gesellschaft, und die Tage in Heidelberg bildeten wahre Sonnenblicke für ihn, wie übrigens für uns Alle. Die wunderliebliche Musenstadt, so oft und viel und doch nie zu viel gerühmt, der wissenschaftlich ernste und doch so akademisch fröhliche Verkehr mit den Fachgenossen wirken jeweilen wie ein Aufenthalt auf Alpenhöhe, da man frische Luft und neues Leben schöpft, und sich erhaben fühlt über die Kleinlichkeiten des Berufs, und weiteren heiteren Blick wiedergewinnt und neuen Muth, in dem Gefühle, wackere Collegen um sich und ein hohes Ziel vor sich zu haben.

Wie wohl verstehe ich jetzt den wohlthätigen Einfluss, den die Reise nach Heidelberg auf den Chef auszuüben nie ermangelte. Nicht dass er je der Anspornung bedurft hätte, im Gegentheil: sein Eifer war eher zu gross als zu klein. Aber gerade der tiefe Ernst, den er in Alles legte, was er unternahm, das Gewicht, das er auch dem kleinsten Umstande beimass, machte seine Thätigkeit, wenn auch zu einer äusserst fruchtreichen, so doch zu einer höchst ermüdenden für ihn. Auch dem Trefflichsten

gelingt nicht Alles, auch dem Glücklichsten bleiben Enttäuschungen nicht erspart. Doch empfindet der Eine tiefer als der Andere, und der am tiefsten, der in sein Unternehmen seine ganze Seele legt. Also war Horner. Gedenke ich nur der Staaroperationen. Mit welchem Fleiss studirte er nicht die Methoden, suchte die beste zu gewinnen und brachte es darin zur Meisterschaft. Und nach glücklich vollendetem Werke, mit welchem Herzklopfen verbrachte er nicht, in jener vorantiseptischen Zeit, die ersten Tage nach der Operation. Glücklich sind unsere jüngeren Collegen, denen Sublimat und ähnliche Mittel diese Schrecknisse ersparen. Wohl konnte man damals sagen: *Post equitem sedet atra cura!* Zitterten wir doch bei jedem Verbandwechsel nach der tadellosesten Operation, den Brand in unsern Halmen, unsere Hoffnung getäuscht zu finden. Und zeigten sich die ersten Keime der Eiterung, von unbekannter, fataler Hand gestreut, welchen Eifer entwickelte man nicht, die Saat zu retten, den bösen Feind mit der Gewalt des Schnürverbandes zu erdrücken, mit Quecksilber zu ertödten, durch reichlich entzogenes Blut zu versöhnen, oder, mit Hilfe der guten Natur, kräftiger Speisung, Herumführen des Patienten im Freien und Verzichtleistung auf jeglichen Verband, offen zu bekämpfen. Ein schwerer, auch nicht operativer Fall konnte Horner schlaflos legen und die Diphtheritisepidemie in seiner Klinik, von der er in den klinischen Monatsblättern von 1869 berichtet, war eine wahre Krankheit für ihn selber.

Ausserdem war seine ausgedehnte und stets zunehmende Praxis eine ganz bedeutende Ermüdung für

ihn, denn, wie wir schon hervorgehoben, sah er überall selbst zu und legte überall selbst Hand an. Den Vormittag brachte er in der Universität und im Kantonsspitale zu, wo er sogar die Poliklinik selbst besorgte. Dann pflegte er nach seiner Privatklinik zu gehen. Früher hatte er deren zwei, von seinen andern Thätigkeitscentren sehr entfernt gelegene. Der Seufzer, der ihm in seiner Selbstbiographie (pag. 63) entfährt, zeugt von den Sorgen und Widerwärtigkeiten, die ihm deren Instandhaltung kostete. Später, im Jahre 1873, erwarb er ein reizend gelegenes Haus am Zürichberge, den Hottingerhof, mit hübschem Garten und weiter Fernsicht. Das richtete er in musterhafter Weise zu einem Krankenhause ein, darin die Kranken sich zu Hause fühlten und gesundeten. Nicht nur für Bequemlichkeit, sondern namentlich für Hygieine, und nicht nur für des Leibes Pflege, sondern auch für die Bedürfnisse der Seele war da in bester Weise gesorgt. Wusste doch der treffliche Beobachter, wie viel das moralische Wohlbefinden zur Heilung des Körpers beiträgt. Der ganze Charakter Horners sprach sich in dem Hottingerhofe aus: diese Ordnung, diese Reinlichkeit, diese bis ins Kleinste gehende Sorge für des Nächsten Wohl. Eine Directrice stand ihm da zur Seite, deren Talente seine Menschenkenntniss einst in dem unscheinbaren Kleide der Magd schon richtig entdeckt und seine Leitung aufs Trefflichste ausgebildet hatte. Kätherlis[1] Einsicht, froher Muth und gewissenhafte, unermüdliche Thätigkeit sind den Assi-

[1] Fräulein Katharine Böhm.

stenten sowohl als den Patienten in bester Erinnerung geblieben.

Von der Privatklinik eilte Horner jeweilen zur Sprechstunde in seinem Hause. Von Weitem schon sah man Patienten, von den überfüllten Wartesälen kaum zu fassen, auf der Strasse harren. Seine Privatpraxis war in der That ausserordentlich gross. An die Hunderttausend Patienten finden sich in seinen Büchern eingeschrieben. Von der deutschen, französischen und italiänischen Schweiz, von nahen und fernen Orten kamen sie; ja in den spätern Jahren lieferte auch Frankreich sein Contingent und kam selbst Mancher über den Ozean hergereist, von seinem Arzte empfohlen, des erfahrenen, gelehrten und aufrichtigen Meisters Rath zu erholen. Die erstaunliche Zahl Hilfesuchender stellte eine um so grössere Arbeit dar, als Jeder mit der grössten Genauigkeit untersucht, mit wahrer Hingebung behandelt, und in der Selbstbehandlung unterrichtet wurde. Die erste, gründliche Untersuchung nahm der Assistenzarzt vor; das Resultat gab er dem Secretär zu Protokoll, der es mit grosser Gewandtheit, während der folgenden Consultation, noch vervollständigte, und hernach ins Reine schrieb. Hätte unser Freund seine Lebensbeschreibung selbst zu Ende führen können, sein gutes Herz hätte des getreuen Schreibers Bürgi nicht zu erwähnen vergessen. Die Art, wie er dessen in seinem Testamente gedenkt, bietet dafür schon die sicherste Gewähr. Es bilden denn auch die von Horners Assistenten im Spitale geführten, zu Hause diktirten und unterhaltenen Krankengeschichten wahre Fundgruben für klinische Forschung. Der Chef

sah dieselben wohl hie und da auch selbst durch und wusste darin eine solche Ordnung zu halten, dass er mit der grössten Leichtigkeit die zusammengehörigen Fälle aus den verschiedenen Jahren herausfinden und übersichtlich zusammenstellen konnte.

Es ist ein grosser Verlust für unsere Wissenschaft, dass Horner seine ausserordentlich reichen Erfahrungen und Beobachtungen nicht veröffentlicht hat. Die mancherlei Dissertationen, die er hat schreiben lassen, und die interessanten Artikel, die seiner eigenen Feder entsprungen sind, lassen diesen Schatz zwar ahnen, doch ganz gehoben hat er ihn nicht. Er allein wäre dessen fähig gewesen. Denn neben seinen eigenen Beobachtungen beherrschte er die Litteratur in ganz einziger Weise. Er machte es sich zur Pflicht, Alles zu kennen, was auf dem Gebiete der Spezialität veröffentlicht wurde, und ausserdem, mit den Fortschritten der Medizin und Chirurgie im Allgemeinen vertraut zu bleiben. Nur wer mit eigenen Augen geschaut hat, was alltäglich in diesem Fache gedruckt wird, kann sich einen Begriff machen von der Arbeit, welche diese Lectüre erheischt, nur wer darin tiefer eingedrungen, wird Horners Muth und Geschicklichkeit bewundern, in der Masse des Stoffes die gesunden Körner entdeckt und wiederum fruchttragend gemacht zu haben. Nachdem er in den Jahren 1885 bis 1886 lange und schmerzlich mit dem Tode gekämpft und von demselben nur einen kurzen Waffenstillstand erhalten hatte, machte er sich sofort wieder an die Lesearbeit, und in dem gleichen Briefe (21. Juni 1886), in dem er mir schildert, wie schrecklich schwach er sei, schreibt er: „In der ophthalmologischen

Litteratur habe ich mich ziemlich nachgearbeitet, mit Ausnahme der vielen „Lichtsinn“-Artikel in deutscher und französischer Sprache, die ohne die Apparate nicht zu lesen sind.“ Ich finde diesen Eifer wahrhaft rührend, zumal von einem Manne, der selbst so viel gelernt und so wenig vergessen, selbst so viel gemacht und noch mehr gedacht hatte. In der That las er mit competentem und klarem Urtheile; und wenn manch bescheidener Arbeiter auf unserem Gebiete sich vielleicht nicht hätte träumen lassen, dass ihm die Ehre eines solchen Lesers zu Theil werde, so hätte manch Anderer sich oft verwundert, einen so scharfen Kritiker zu finden. So fährt er denn in dem oben citirten Briefe fort: „Zum Glück ist auch Vieles vor dreissig Jahren schon dagewesen, und gilt da, was Henle von . . . . . gesagt haben soll: „Ja, ja, zuerst muss er jetzt das lernen, was wir vor zwanzig Jahren machten!“

Aber Horner las nicht nur, sondern, was noch wichtiger ist, er behielt das Gelesene in ganz erstaunlicher Weise. Diese beneidenswerthe Gabe verdankte er der Schärfe, mit der er Alles auffasste, was er sah sowohl als was er hörte und las, und dem lebendigen Interesse, mit dem er las. Auch Arbeiten, die seinem Verständnisse ferner lagen, merkte er sich und konnte zu jeder Stunde angeben, wo diese und jene zu finden, wann und von wem eine Entdeckung gemacht worden sei. Sein Gedächtniss war eine lebendige Encyklopädie, die er seinen Schülern und Freunden mit der grössten Liebenswürdigkeit zu Diensten stellte, während sie zu seinem Ruf eines gründlichen Gelehrten nicht wenig beitrug.

Doch ausser der Gelehrsamkeit und der Geschicklichkeit — was zwar schon viel sagen will — braucht es noch manche Talente zu einem vollkommenen Arzte. Horner besass sie alle, die grossen und die kleinen; von der hohen Humanität bis zum Eingehen auf des Patienten Kleinlichkeiten, von der Beredtsamkeit des Professors bis zum Plaudern mit dem Unmündigen, von den Kenntnissen des Gelehrten und der Gewalt des Operateurs zum Glauben an die Allmacht der Heilmittel. Den medizinischen Skepticismus betrachtete er einfach als Faulheit. Der Eifer, mit dem er fast abgelaufene Processe, Atrophieen des Sehnerven und der Chorioïdea, alte hochgradige Myopieen, pigmentirte, selbst abgelöste Netzhäute etc., medizinischen Kuren aller Art unterwarf, liess sich für einen Mann wie er jedoch wohl rechtfertigen, weil sein gesunder Sinn ihn verhinderte, über den Mixturen, den constanten und unconstanten Strömen, die Hauptsache, die hygieinische Behandlung, zu vernachlässigen. Nicht nur das kranke Organ, der ganze Patient, vom Kopf bis zum Fuss inclusive, wurde der strengsten Behandlung unterworfen, und Zoll um Zoll suchte der unermüdliche Arzt der Krankheit das Terrain abzustreiten. *Er* war nicht faul, Tag und Nacht beschäftigte ihn das Streben zu heilen. Aus den „Fällen“, die seinen Wissenstrieb interessirten, machte seine Menschenliebe Schützlinge, denen er Befreiung von ihren Leiden zu schaffen sehnlichst wünschte. Manch hochgelehrter Arzt ist allzu froh, mit dem Schluss seiner Consultationen, der Patienten los zu sein und in den Armen irgend einer Kunst von der Medizin auszuruhen. Hornern begleitete sie überall als

treue Gefährtin. Sie hat ihm denn auch Manches offen bart, was sie Anderen verschwiegen. Aber auch die Patienten liess er nie aus den Augen. Wer mit ihm Zürich und die Umgebung durchwandert hat, wird sich wohl noch erinnern, wie er da einen operirten Staar, dort eine Myopenfamilie grüsste, über einen Intoxikationsamblyopiker sich ärgerte, den er von ferne am Biertische erschaute, oder über einen angehenden Tabetiker das Haupt schüttelte, der, in leichtem Kahne und noch leichterer Gesellschaft, den See durchruderte. Das Alles bemerkte er, das Alles bewegte ihn; doch war es nicht eitel Neugierde und Einmischung in Anderer Angelegenheiten, sondern wirkliches Interesse an des Nächsten Wohl; und auch Interesse an der Krankheit als solcher.

Indem er so den Kranken in ihren Gewohnheiten und der Krankheit in den Familien nachgieng, fand er eine Menge werthvoller Thatsachen, die zu deren Erkennung und Heilung von grösstem Werthe sind. So wies er die Abhängigkeit des Schichtstaars von der Rhachitis nach, ergründete das Wesen der Tabaks-, Alkohol- und anderer ähnlicher Amblyopieen und bereicherte die Wissenschaft mit einer Arbeit über die Erblichkeit des Daltonismus [1], die eine weit über das Gebiet der Augenheilkunde hinausgehende Bedeutung hat.

Horner zeigte nämlich an einer Familie von vier und einer von acht Generationen, dass farbenblinde Väter farbensehende Töchter, diese aber farbenblinde Söhne,

[1] Daltonisten (kurzweg, wenn auch nicht ganz zutreffend, Farbenblinde) nennt man, nach Henri Dalton, Leute, welchen Roth und Grün den gleichen Eindruck machen, aber nicht einen farbigen, sondern den von Grau.

wenn auch farbensehende Töchter zu haben pflegen. Ja es kommt vor, dass, wenn einem Daltonisten während zweier Generationen nur weibliche Descendenten folgen, der Mangel des Farbensinnes sich bei den Söhnen der dritten Generation wieder geltend macht. So hatte zum Beispiel der eine farbenblinde Vater fünf farbensehende Töchter, und die erste derselben auch wieder vier farbentüchtige Mädchen; beide Söhne eines der Letzteren aber waren wieder farbenblind. Dies Erblichkeitsgesetz des Daltonismus ist so strenge, dass in dem einen Stammbaume erst in der dritten Generation ein farbentüchtiger Mann auftaucht, dessen zwei Brüder und drei Vettern aber alle farbenblind sind. In dem andern Stammbaume vergehen sogar sieben Generationen, ehe zwei Männer von sieben die rothen Kirschen von ihren grünen Blättern zu unterscheiden vermögen. Diese Forschungen bewiesen ausserdem aufs Neue die grosse Seltenheit des Daltonismus unter dem weiblichen Geschlechte. In der That fand sich unter den siebenundsiebzig Gliedern der farbenblinden Familien keine einzige Daltonistin.[1]

Horners ausserordentlicher Beobachtungsgabe gelang es auch, eine bis dahin ganz dunkle Krankheit zu erklären, die sich durch die Lähmung, das Herabsinken des einen obern Augenlides (Ptosis) charakterisirt. Während in solchen Fällen gewöhnlich eine Pupillenerweiterung stattfindet, kommt es vor, dass umgekehrt die Pupille des von Ptosis befallenen Auges verengert ist. Horner erkannte nun, dass bei diesen Patienten die kranke Gesichtshälfte

[1] Mittheilungen aus der ophthalmologischen Klinik.

sich röthet, erhitzt, und in Schweiss geräth, während die andere völlig kühl, blass und trocken bleiben kann. Diese Thatsache führte ihn zur Erkenntniss der Grundursache des Leidens, nämlich einer Erkrankung des *Nervus sympathicus.*[1]

Horner besass in der That den sogenannten „medizinischen Scharfblick“ — der, nebenbei sei's bemerkt, weniger von den Göttern geschenkt wird als auf gründlichen Kenntnissen beruht — in höchstem Maasse. Eine Anekdote, die Freund Dufour[2] erzählt, giebt davon ein treffliches Beispiel. Die Doctoren Dufour und Recordon waren mit der Untersuchung der Eisenbahnangestellten des Kantons Wallis beschäftigt, als sich Horner, der in der französischen Schweiz einen Sommeraufenthalt machte, zu ihnen gesellte. Da, sagt Dufour: „Arrive un homme avec un large leucome de l'oeil gauche, localisé surtout sur la moitié inférieure de la cornée. Au moment où j'apercevais que ce leucome était accompagné d'une chute faible de la joue du même côté et d'une déviation légère de la bouche à droite, Horner demandait au malade: „Depuis quand avez-vous ce trouble dans l'oeil?“ — „„Depuis une fièvre typhoïde.““ — „Il y a bien des années?“ — „„Oui, Monsieur.““ — Puis, mettant sa montre à l'oreille gauche du malade: „Entendez-vous battre la montre?“ — „„Non, Monsieur, je n'entends rien de cette oreille-là depuis ma maladie.““ Horner se rassied en disant: „C'est clair: fièvre typhoïde, inflammation du rocher.

[1] Ueber eine Form von Ptosis. Klin. Monatsbl. 1869, pag. 193.

[2] Dr. M. Dufour. Notice biographique sur le Dr. F. Horner. Ann. d'oc. 1887, pag. 130.

paralysie de l'oreille interne et du facial, chute de l'orbiculaire, kératite, leucome." Ce long tableau de lésions successives se découlait déjà à ses yeux au moment où moi-même je m'acheminais à constater les premiers faits. Voulant m'assurer s'il n'y avait pas un peu d'imagination dans cette reconstruction si rapide d'un tableau pathologique, je reprends l'examen de ce malade de la manière la plus serrée, et j'arrive à confirmer de tous points la conclusion si vite entrevue de mon excellent maître."

Auch die in Zürich so sehr verbreitete Kurzsichtigkeit mit ihren mannigfaltigen Folgen machte Horner zum Gegenstande eingehender Studien. Und zwar begnügte er sich nicht mit Augenspiegel und Mikroskop, so werthvolle Aufschlüsse über das Leiden sie uns auch gegeben haben und noch geben werden, sondern er trug auch den individuellen sowohl als den hereditären Einflüssen, der Lebens- und Arbeitsweise der Patienten die grösste Rechnung, um die zu Myopie disponirenden und zum Ausbruche bringenden Momente zu finden. Seine ausgedehnten medizinischen Kenntnisse kamen ihm bei derartigen Forschungen natürlich sehr zu statten; nicht minder seine grosse Leutseligkeit, die ihm alle Häuser und Herzen öffnete. Weit entfernt, nur in der Augenheilkunde die höchste Instanz zu sein, war er oft genug der Rathgeber in medizinischen und chirurgischen Fragen, und wandte man sich an ihn mit den kleinsten und grössten Angelegenheiten der Familie, ja manchmal sogar der Stadt und des Staates. Er war eine der bekanntesten und geachtetsten Persönlichkeiten Zürichs. Gieng er durch die Strassen, so war des Grüssens kein Ende, trat er zur

Sommerzeit in einen der öffentlichen Gärten am grünen Zürichberg oder am blauen See, so hoben sich hundert Hüte und streckten sich hundert Hände dem verehrten Manne zum Willkomm. Er nahm diese Ovationen jeweilen mit gefälligem Lächeln entgegen, suchte durch seine goldene Brille die Grüssenden zu erkennen, nickte Diesem zu, schüttelte Jenem die Hand, und erwiederte, stets schlagfertig und wohlwollend, die Zurufe in der urchigen Sprache des Landes.

Bei seinen Gaben und seiner Popularität wäre es Horner ein Leichtes gewesen, in der Republik zu den höchsten Stellen zu gelangen, doch danach strebte er nie. Seine Aufgabe als Arzt nnd Professor aufs Vollkommenste zu erfüllen, das war sein Ziel, das er nie aus dem Auge liess. Er wusste sich aber auch anderweitig noch um das gemeine Wohl in mancherlei Weise verdient zu machen. Schlug er die Ehre der hohen Räthe aus, so unterzog er sich willig den Mühen des Sanitätsrathes und der Stadtschulpflege, deren thätiges Mitglied er blieb bis zu seinem Tode.

Als im Jahre 1867 in Zürich die Cholera hauste, bewies Horner seine Aufopferungsfähigkeit, indem er sich zum Choleraarzt der Gemeinde Niederdorf anbot, die Kranken mit dem grössten Muthe pflegte und der Krankheit mit eifriger Forschung nachgieng. Das Wasser, der Boden, die Luft, die Brunnen, die Häuser, die Nahrung und Kleidung, die Einflüsse von aussen und innen her, bildeten die Gegenstände seines Suchens und Nachdenkens, aber auch neuen Ideenaustausches mit v. Græfe. In der That hatte sich v. Græfes grosses Herz und reger Geist

damals ebenfalls dieser Frage zugewandt, da die gleiche Epidemie auch Berlin heimsuchte.

Diese hygieinischen Studien, die Horner auch später noch fortsetzte und auf andere Gebiete übertrug, gaben seinem Urtheile als Sanitätsrath ein ganz besonderes Gewicht und kamen seiner Vaterstadt in reichem Maasse zu statten, so bei Erstellung der Hospitäler, mit denen sich Zürich in den jüngsten Jahren bereichert, ja verschönert hat. Neben dem vorzüglichen Kantonsspitale, in dem einst Männer wie Griesinger und Billroth gewirkt, erhebt sich jetzt die neue Poliklinik, die Horner zum Theil ihre Existenz und namentlich ihren Ruf verdankt. Nicht weit davon liegen die stattliche geburtshilfliche und gynäkologische Klinik, das neue Absonderungshaus, in Bäumen versteckt, und weiter oben am Zürichberge, nach dem See hin, das hübsche Kinderspital.

Letzteres ist hauptsächlich Horners Werk. Einer seiner Jugendfreunde, der in Mailand etablirte Zürcher Industrielle, Dr. C. Cramer, machte, auf seine Anregung hin, der Vaterstadt eine bedeutende Donation zur Errichtung eines Spitales für Kinder. Horners Einfluss und Bemühungen gelang es, die noch fehlende Summe durch freiwillige Beiträge in Zürich aufzubringen. An die Spitze des Organisationscomités gestellt, das aus H. Landolt, F. Vögeli-Bodmer und Dr. E. Escher bestand, setzte er sich, durch Reisen, eifriges Studium und Berathungen mit Fachgenossen, in den Stand, die vorzüglichste Einrichtung des neuen Krankenhauses anzugeben und bis ins Kleinste zu überwachen. So ist dasselbe nicht nur ein Ehrendenkmal des ersten Gebers und der humanen Stadt

geworden, sondern auch ein Zeuge von Horners Einsicht und Thatkraft. Dieselbe bewies er auch später als Mitglied der Aufsichtskommission des Irrenhauses, dessen stattlicher Bau in wundervoller Lage das Unglück, das es birgt, ebensowenig ahnen lässt als das Unmuss, das seine Leitung einst dieser Aufsichtskommission gekostet hat.

Horners Thätigkeit erstreckte sich übrigens weit über das medizinische Gebiet hinaus. An allen guten und gemeinnützigen Bestrebungen nahm er Theil, und sass er im Sanitätsrath oben an, so durfte er auch im Schulrath nicht fehlen. Der edle Eifer, mit dem das Schulwesen in der Schweiz überhaupt und speziell in Zürich gepflegt wird, eröffnet in der That, einem Manne wie Horner, ein weites Gebiet segensreichen Schaffens. Durch ihre geographische Lage schon im Kampf ums Dasein ganz besonders schwierig gestellt, und von immer mächtiger werdenden Nachbarn fast erdrückt, hat doch die kleine Republik das erhabene Ziel der Bildung des Volkes nie aus den Augen gelassen. Wer die wunderschönen Schulhäuser sieht, die auf den Höhen glänzen und aus üppigen Gärten hervorschauen, wer die frischen Kinder betrachtet, die da ein- und ausgehen, der ahnt nicht, mit welchen Schwierigkeiten das Volk kämpft, das für seiner Söhne Erziehung so fürstlich sorgt.

So zieren denn auch Zürich, mehr noch als die Schönheiten der Natur, die mannigfaltigen Bemühungen um die Erziehung der Jugend.[1] Die edelsten Bürger, die vorzüglichsten Männer betheiligen sich daran; unter ihnen sass

---

[1] Man thue nur einen Blick in die jährlichen Berichte der Stadtschulpflege in Zürich.

Horner als unermüdlicher, thätiger, einsichtiger Genosse. Alljährlich unterzog er sich, in der uneigennützigsten Weise, der von ihm selbst gestellten, mühevollen Aufgabe, die Augen der Kinder zu untersuchen, damit dieselben in der Schule nach der Tragweite ihres Gesichtes gesetzt werden konnten; ein vernünftiges und heilsames Princip, das ihm seine Einführung in die Zürcher Schulen verdankt. Bleistift, Griffel und Schiefertafel werden auf seine eingehenden Untersuchungen[1] hin, als den Augen schädlich, aus den Primarschulen verbannt. Schultische und Bänke erhalten richtige, gesundheitsgemässe Form. Der Nahrung, Kleidung und Pflege der Schulkinder überhaupt wird von ihm und seinen Collegen im Schulrathe die grösste Aufmerksamkeit geschenkt, und das ganze Schulwesen, mit Hilfe des neuen Unterrichtsgesetzes, von Grund aus umgestaltet und vervollkommnet.

Doch sorgte er, dass die Kleinen bequem sassen, gute Luft athmeten und gehöriges Licht von der richtigen Seite her bekamen, so erwarb er sich um den Unterricht der Grossen nicht minderes Verdienst. Ihm war es zum grossen Theile zu danken, wenn Lehrer wie Gudden nach Zürich kamen[2], und eifrig arbeitete er an der Einführung des ärztlichen Concordats- und der einheitlichen Reglirung des Doctorexamens in Zürich, Bern und Basel. In ersterer Sache sammelte er, mit Mühe und Fleiss, eine erstaunliche

---

[1] Siehe: Griffel, Bleistift und Feder als Schreibmittel für Primarschulen. Schreiben an Herrn Schulpräsident Paul Hirzel in Zürich, von Prof. Dr. Horner in Zürich.

[2] Horner wurde, nach Erbauung der neuen Irrenanstalt, mit Regierungsrath Dr. Sieber abgesandt, um Gudden zu deren Director zu gewinnen.

Menge von Documenten über den Werth der sogenannten Maturitätszeugnisse in den verschiedenen Kantonen, zum Zwecke der möglichsten Gleichstellung der Anforderungen. Noch kurz vor seinem Tode, im Herbste 1866, stellte er den Antrag, die propädeutische Prüfung in eine allgemein naturwissenschaftliche und eine speziell anatomische und physiologische Hälfte zeitlich zu trennen. Und als ob es nicht genügte, in die Erziehung der Jugend mit Rath und That in segensreicher Weise einzugreifen, unternahm es sogar der Menschenfreund, hie und da ans Volk selbst sich zu wenden und es sein lehrreiches Wort hören zu lassen.

Er war unter den Gründern der populären Vorträge, die zur Winterszeit das Zürcher Publikum im alten Rathhause versammeln und wahre Heerde geistigen Lebens geworden sind. So sprach er im Jahre 1860 über den Bau und die Lebensverhältnisse des Auges, später über die Ursachen und Folgen der Kurzsichtigkeit. Zum Gegenstande eines anderen Vortrages machte er das Leben seines kurz vorher verstorbenen Meisters und Freundes v. Græfe, den er seinen Zuhörern als Ideal eines Arztes vorführte. Dieses Lebensbild erschien auch in der „Bibliothèque Universelle“ (mai 1875) gedruckt und wurde von dem französischen Publikum nicht minder geschätzt als von dem deutschen. Es ist doppelt rührend, diese von Hochachtung und Pietät inspirirten Zeilen jetzt zu lesen, da der Autor selbst seinem hohen Meister so ähnlich gelebt, gewirkt und geendet hat. Im Winter 1885 schrieb er das Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses, über „Brillen aus alter und neuer Zeit“, voll Witz und Wahrheit. Wer wäre dazu auch berufener gewesen als Horner,

der so Manchem in Zürich und anderweit die richtige Brille ausgelesen hat!

Die Schrift ist mit einem gar schönen Titelbilde geschmückt, der farbigen Reproduction einer gemalten Scheibe, die Horner in der Zunft der Bader und Scherer — zu der er zwar nicht gehörte; er gehörte der Zunft zum Weggen an — entdeckt hat. Ein alter und ein junger Geselle Aesculaps vertiefen sich darauf in das Studium einer Flüssigkeit, die der Eine im durchsichtigen Glase nach dem Lichte hebt. Ein Nasenklemmer liegt unbenutzt auf dem Tische. Schade nur, dass Horner den Rahmen des Bildes dem Zartsinne seines Publikums opfern zu müssen geglaubt hat. Die Anfänge der Heilkunst, das Baden und Schröpfen, sowie deren angeblich neuesten Errungenschaften, das Douchiren und Massiren, sind auf dieser Malerei vom Jahre 1524 plastisch, drastisch dargestellt.

Horner hatte seine helle Freude daran, als er mir ein unbeschnittenes Exemplar des erbaulichen Gemäldes übergab. In der That würde man sich höchlich irren, dächte man, dass der tiefe Ernst und das hohe Wissen, die fast übermässige Thätigkeit und der noch grössere Eifer in ihm den lebensfrohen Sinn erstickt hätten. Klingt doch selbst durch seine kurz vor dem Tode geschriebenen Seiten noch der heitere Scherz seiner Mutter, ja das frohe Lachen seines Grossvaters. Ohne die seinem reinen Herzen entstammende Heiterkeit hätte er sich auch nicht so Vieler Herzen gewonnen. Vor Kurzem traf ich in Paris einen italiänischen Maler, und war fast erstaunt, zu vernehmen, dass dieser von Zürich so entfernte und auf

einem Horner so ferne liegenden Gebiete berühmt gewordene Mann meinen Freund intim gekannt hatte. Er erklärte mir, dass er, vor 24 Jahren am eidgenössischen Polytechnikum studirend, Horners Rath gesucht und in ihm nicht nur einen geschickten und uneigennützigen Arzt, sondern auch einen lebensfrohen Gönner gefunden hatte. „Venez me voir quelquefois, vous me faites rire!“ sagte dem jungen Polytechniker der damals schon berühmte Professor. Diese anspruchslose Fröhlichkeit ist sein Leben lang einer der anziehendsten Züge seines Charakters geblieben. Deswegen war er auch überall gern gesehen, den Alten wie den Jungen gleich willkommen. Wusste er doch einen „zweiten“ Akt ebenso gut zu präsidiren wie einen wissenschaftlichen, und alle Saiten der Seele zu rühren. Das war wohl auch mit der Grund, warum ihn v. Græfe nicht nur zum Vertrauten seiner Gedanken, sondern auch zum Gesellschafter seiner Reisen zu machen liebte. Manchen frohen Aufenthalt in Heiden, manch fröhliche Fahrt, wie die von ihm selbst erzählte, machten die Freunde zusammen, und von Basel bis Baden, bis Heidelberg und Mainz, den Rhein-hinunter nach Utrecht und bis übers Meer nach London, weiss manch Einer von dem frohen Gaste und Reisegefährten aus Zürich zu erzählen.

Die frische Art, das Leben an- und aufzufassen, half ihm auch hinweg über die Bitterkeiten, die Keinem erspart bleiben, und den Undank von Kleinen und Grossen, dem die Edelsten unter uns am meisten ausgesetzt sind. Er fühlte ihn wohl, aber war darüber erhaben und freute sich desto mehr an den vielfachen Beweisen der Hochachtung

und Anerkennung, an denen es ihm glücklicherweise nicht fehlte. Kaum war je ein Arzt verehrter, ein Lehrer geliebter, ein Bürger geachteter.

Die Zahl seiner Wohlthaten ins Unzählige sich mehren, in allen Landen seinen Namen geehrt zu sehen, ist wohl ein köstliches Gut. Doch Horner war noch Schöneres beschieden. Das war sein häusliches Leben. Im Jahre 1864 verheirathete er sich mit der Tochter des Nationalraths Henggeler, von dem und von dessen Gemahlin er uns in seiner Selbstbiographie so viel Schönes und Rühmliches erzählt. Diese liebliche und ausgezeichnete Frau gab seinem Leben erst die rechte Weihe. Sie machte sein Haus zu einem Tempel, darin sie als guter Genius waltete. Vor seinem Eintritte legte er ab die rauhe Rüstung des Kampfes ums Dasein, unter ihren milden Strahlen schmolz, was das Leben ihm Hartes geboten, erheiterte sich sein Sinn und erwärmte sich sein Muth. Dazu erblühten ihm zwei Kinder, eine rosenfrische Tochter, ein hochaufstrebender Sohn, der Mutter zarte Tugenden, des Vaters männlichen Sinn wiederspiegelnd, zu Beider Ehren und Segen und zu Jedermanns Freude sich entwickelnd. In dem lieblichen Kreise der Seinen brachte Horner die Stunden zu, die er seinem beschäftigten Leben abringen konnte, jedenfalls die schönsten, werthvollsten seines Lebens. Wie schade, dass es ihm nicht mehr vergönnt war, uns dieselben mit eigener Hand zu schildern! Doch ich glaube, er hätte in seiner sonst so eingehenden Selbstbiographie die Thüre seines Allerheiligsten nicht all zu weit geöffnet. Tief durchdrungen von dessen Werthe, hütete er weise den Schatz seines häuslichen Heerdes.

Nur wenigen, intimen Freunden war es vergönnt, sich daran zu setzen. Sie waren denn aber auch empfangen mit einer Herzlichkeit, die ihnen die Stunden in Horners Hause zu unvergesslichen machte. Das Haus selbst gab übrigens an und für sich schon den klugen Sinn seines Herrn wieder: Ein besonderer Bau, mit besonderem Eingang, empfieng den Strom des beruflichen Publikums, dem aber die eigentliche Wohnung eine sichere Schleuse bot. Und stand des Professors Wohnung für das Publikum an der staubigen Strasse, so lag sie für die Freunde im Grünen, an der rauschenden Sihl. Er liebte die Natur, — welcher Schweizer liebte sie nicht, diese seine erlauchte und doch so liebliche Mutter! — Hinter seinem Hause pflegte er Blumen und Bäume, und jeden Sommer zog er mit den Seinen in die Berge oder an einen der Schweizerseen, um nach erfrischendem, wenn auch allzu kurzem Aufenthalte, seine vielseitige Thätigkeit wieder fortzusetzen.

In der That gestattete er sich viel zu wenig Ruhe und Erholung. Das Feuer, das er an Alles legte, was er angriff, liess er nie ausgehen; im Gegentheile, es sollte ihn selbst verzehren. Seine Constitution war nie eine sehr kräftige gewesen. Sein unermüdlicher, unternehmender, thatendurstiger Geist hatte an seinem Körper einen nicht ebenbürtigen Diener erhalten. Und stellte er auch, in richtigem Ermessen des Menschenmöglichen, seine Scheibe nicht weiter als sein Geschoss reichte (pag. 54), so erlahmte doch vom allzu häufigen Schiessen — und Treffen — die Kraft seines Armes und sollte sein Bogen brechen. Er wusste sich nicht zu schonen, keine Arbeit, keinen Dienst, ja selbst keinen Missbrauch seiner Güte abzuschlagen.

Von Morgens früh bis Abends spät am rastlosen Werke, gönnte er sich oft kaum Zeit zum ruhigen Essen. Schon das öffentliche Sprechen als Lehrer und das viele eindringliche Reden mit den Patienten war eine übermässige Anstrengung für Lungen und Herz, er liess sich aber durch seine angeborne Leutseligkeit oft noch weit über das Nothwendige hinaus zu familiären Gesprächen hinreissen. Magen und Respirationsorgane rächten sich bitter mit Migräne und Herzklopfen, Schlaflosigkeit und Verdauungsbeschwerden. Diese mannigfachen Leiden dienten nicht dazu, seine Arbeit zu erleichtern, und gaben ihm oft eine Reizbarkeit, über die sich diejenigen am meisten beklagten, deren schwere Fassungskraft und rücksichtslose Geschwätzigkeit sie in erster Linie verschuldet hatten. Auch die Rheumatismen, die ihm, wie wir aus seinem eigenen Munde vernommen (pag. 61), seine Aufopferungsfähigkeit zugezogen, plagten ihn oft und machten manche Kur nöthig.

So gelang es ihm, mit wenig Concessionen und eiserner Energie, seine schwankende Constitution im Gleichgewichte zu erhalten. Im Jahre 1885 aber ward deren Verfall nur um so erschreckender offenbar. Schon sehr der Erholung bedürftig, war Horner mit seiner Familie in Baden-Baden, die Sommerferien im kräftigenden Schwarzwalde zuzubringen. Da überfielen ihn heftige Athembeschwerden, die ihn des Tages ängstigten und Nachts nicht schlafen liessen. Nichts destoweniger begab er sich noch nach Heidelberg, wo die Gesellschaft der Augenärzte tagte. Es sollte sein letzter Besuch unter uns sein. Das sahen wir Alle mit tiefem Schmerze ein; schon hatte der Tod dem

geliebten Meister den Stempel aufgedrückt. Er nahm zwar an den Verhandlungen noch den gewohnten regen Antheil, allein das Sprechen ward ihm schon äusserst beschwerlich, und als er von uns schied, da klang das „Auf Wiedersehn“ unaussprechlich traurig.

In der That, statt wie sonst von Heidelberg neu gestärkt ans Werk zu gehen, legte er sich nieder aufs Krankenbett. An dasselbe rief er Cloëtta, seinen Jugendfreund und würdigen Collegen. Der Scharfblick des ausgezeichneten Arztes erkannte, trotz der Vielfältigkeit der Symptome, die Grundkrankheit sofort, und lautete auch seine Diagnose (progressive Nierencirrhose) fast hoffnungslos, so machte er sich nur mit desto grösserem Eifer an die Bekämpfung des Leidens. Der Patient kam in dieser schwierigen Aufgabe seinem Arzte in jeder Weise zu Hilfe. Offen, wie es sich Männern geziemt, besprachen die Zwei das Kritische der Lage, verhehlten sich nicht deren Gefahren, überschätzten nicht die Chancen der Heilmittel, nahmen sie aber dennoch gewissenhaft an, sich nicht feiger Verzweiflung überlassend. Es sollte sich aber auch zeigen, was die so oft verschrieene Medizin in den Händen eines einsichtigen Arztes und an einem einsichtigen Patienten zu leisten vermag. An den wichtigsten Organen tief erkrankt, eilte derselbe auf hundert Wegen dem Tode entgegen, schon hatte er selbst sein Haus bestellt und verbreiteten die Zeitungen den nur allzu glaublichen Bericht seines Endes, und doch gelang es der Kunst, die er selbst so meisterhaft geübt, das unerbittliche Geschick noch aufzuhalten und ihm ein ganzes Jahr glücklichsten Daseins zu schenken.

Im Dezember 1885 hatte er zwar schon seine Demission als Professor und Spitalarzt gegeben. Dass ihm sein Rücktritt mit den höchsten Ehren gestattet wurde, versteht sich von selbst. Die zürcherische Republik verkannte die Verdienste ihres Bürgers nicht und bewies ihm ihre Dankbarkeit in würdigster Weise. Aber auch der akademische Senat, die Collegen der Fakultät und die Studenten, gaben ihrer Verehrung und Liebe zu ihm in beredten Adressen rührenden Ausdruck. Die Letztern wollten ihm auch einen Fackelzug bringen, den sich der damals kaum mehr dem Leben Angehörende jedoch dankend verbat. Mit Freude empfieng er dagegen ein Telegramm des in Olten versammelten schweizerischen Aerztetages, das ihm der vaterländischen Collegen Gruss überbrachte. Es sollte glücklicher Weise noch kein Lebewohl sein. Mit dem Frühjahr kehrte seine Kraft wieder, konnte er wieder Patienten empfangen, ja selbst seine operative Privat-Praxis wieder aufnehmen. Ein Aufenthalt in Interlaken schien gar die Krankheit verscheucht zu haben, und im Herbste 1886 tauchte sein Gestirn aus den dunkeln Wolken wieder auf und strahlte, heller und milder als je, zu einem wunderschönen Lebensabend, ehe es für immer unsern Blicken entrückt wurde.

In der ungetheilten Freude, die überall herrschte, als der Meister und College, der Freund und Rathgeber wiederkehrte, sprach sich so recht die Liebe und Achtung aus, die Jedermann für ihn hegte. Er selbst fühlte sich frischer als je, gieng mit altem Eifer, jedoch neuer Vorsicht ans Werk des Heilens. Im November sah ich ihn noch in gewohnter, sicherer und ruhiger Weise operiren,

ja er theilte mir sogar den Plan einer Augenoperationslehre mit, die er zu schreiben gedachte und zu der er meine Mitarbeiterschaft erbat.

Leider sollten all die schönen Pläne und Hoffnungen vereitelt werden.

Am Abend des 15. Dezember, nach einem wohl vollbrachten Arbeitstage, fühlte er plötzlich eine verhängnissvolle Schwäche in seiner rechten Seite. Sein klarer Sinn täuschte sich nicht. Er erkannte, dass die unheilvolle Krankheit sich des Gehirnes bemächtigt habe, sah voraus, dass mit dem Gefühle die Beweglichkeit dieser Seite gelähmt, das Centrum der Sprache erlöschen werde und sein Leben verwirkt sei.

Zwar boten ihm auch jetzt wieder die Professoren Cloëtta und Wyss ihre Hilfe an; doch verlangte er von der Heilkunst nicht das Unmögliche. Auf das Scheiden gefasst, nahm er von den Seinen den herzlichsten Abschied.

Bald war die segensreiche Rechte gelähmt, der beredte Mund der Sprache beraubt. Noch erkannte er seine Umgebung und empfand er die ganze Bitterkeit seiner Lage. Dennoch gab er kein Zeichen des Unmuthes und lag da, ruhig und ergeben, des Todes harrend. Bis zum letzten Athemzuge waren die Seinen um ihn, thaten die Aerzte und sein trefflicher Assistent, Dr. Bænziger, Alles, ihm den Todeskampf zu erleichtern. Am 20. Dezember, des Morgens um 11 Uhr, hatte er ausgerungen.

Er starb im Hochsommer seines Lebens, erst 55 Jahre alt, und hätte nach menschlichen Begriffen noch lange leben und wirken können. Sollen wir seinen frühen Tod beklagen oder, wie er selber, ohne Murren hinnehmen?

Ein ungetrübtes hohes Alter ist ein gar seltener Segen, und schöner ist es oft, im Glanze seiner Früchte fallen, als langsam entblättern, verwittern, ersterben.

Die unerwartete Nachricht seines Todes wirkte denn auch überall wie ein schmerzlicher Schlag. Sein Verlust wurde als ein wahres Landesunglück empfunden, und erschien den Fachgenossen unersetzlich. Die Freunde, die Schüler, die Stadt, das ganze Volk bereitete ihm eine glänzende Leichenfeier. Dankbare Hände bedeckten seinen Sarg mit Kränzen und Blumen, beredte Zungen priesen seine Verdienste als Bürger, als Mensch, als Lehrer und als Arzt, einheimische und ausländische, politische und wissenschaftliche Zeitungen gedachten seiner in ruhmvollen Nekrologen.

Doch wenn längst die Blumen verwelkt, das Wort verhallt, die Schrift vergangen sein wird, wird sein Name noch helle leuchten als der eines um Wissenschaft und Vaterland hochverdienten Mannes.



Wir lassen hier zum Schlusse eine übersichtliche Zusammenstellung von Horners veröffentlichten Arbeiten folgen:

1. Doctordissertation: Ueber die Krümmung der Wirbelsäule im aufrechten Stehen. (Zürich, 1854.)

2. Erster Bericht über die Verhandlungen der in Heidelberg versammelten Augenärzte 1857—59. (Berlin 1860.)

3. Zur Retinalerkrankung bei Morbus Brightii. (Klin. Monatsbl. für Augenheilkunde, 1863, p. 11.)

4. Ein Fall von Periostitis orbitae und Perineuritis nervi optici. (Klin. Monatsbl., 1863, p. 71.)

5. Tumor retinae. (Klin. Monatsbl., 1863, p. 341.)

6. Fremde Körper in der Iris. (Klin. Monatsbl., 1863, p. 395.)

7. Metastat. Carcinom der musculi recti. (Klin. Monatsbl., 1864, p. 186.)

8. Kolobom des Augenlids mit zahlreichen Dermoïdgeschwülsten. (Klin. Monatsbl., 1864, p. 190.)

9. Eine kleine Epidemie von Diphtheritis conjunctivae. (Klin. Monatsbl.)

10. Zur Behandlung des Keratoconus. (Klin. Monatsbl., 1869, p. 193.)

11. Ueber eine Form von Ptosis. (Klin. Monatsbl., 1869, p. 193.)

12. Tumoren in der Umgebung des Auges. (Klin. Monatsbl., 1871.)

13. Ueber Herpes cornealis. (Klin. Monatsbl., 1871, p. 321.)

14. Beitrag zur Kataraktlehre. (Corresp.-Blatt f. Schweizer-Aerzte, 1872, p. 169.)

15. Bemerkungen über den Werth der Strychnininjectionen in einigen Formen von Amblyopie. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1872, p. 365.)

16. Refractionsänderungen. (Ophthalmol. Gesellsch., Klin. Monatsbl., 1873, p. 488.)

17. Zwei Fälle von Trigeminuslähmung mit secundären Augenaffectionen. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1873, p. 670.)

18. Augenverletzungen durch Hinterladungsgewehre. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1873, p. 271.)

19. Desinfizirende Behandlung einiger Hornhauterkrankungen. (Klin. Monatsbl., 1874, p. 432.)

20. Ueber den anatom. Befund bei entzündl. Kapselkatarakt. (Ophthalmol. Gesellsch., Klin. Monatsbl., 1874, p. 462.)

21. Keratitis mykotica. (Ophth. Gesellsch., Klin. Monatsbl., 1875, p. 442.)

22. Ueber die Entstehung und Beschaffenheit des Pterygiums. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1875, p. 534.)

23. Ophthalmiatrische Miscellen. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1875, p. 33.)

24. Un médecin moderne (Biographie d'A. de Græfe). (Bibliothèque universelle, Lausanne, Mars 1875.)

25. Ueber Strabismus convergens bei Myopie. (Corr.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1876, No. 9.)

26. Mittheilungen aus der ophthalmol. Klinik in Zürich:

a. Ueber nasse Salicylverbände.

b. Eine häufige Verletzung des Auges.

c. Die Erblichkeit des Daltonismus. (Amtl. Ber. über die Verwaltg. des Medizinalwesens des Kant. Zürich v. Jahre 1876.)

27. Indicationen und Contraindicationen von Atropin und Calabar. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1877, p. 520.)

28. Ueber Intoxikationsamblyopie. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1878, p. 396.)

29. Griffel, Bleistift und Feder als Schreibmittel für Primarschulen. (Deutsche Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspflege, 1878, p. 724.)

30. Ueber die neue Ordnung f. d. eidgen. Medizinalprüfungen. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1879, p. 238, 263 u. 299).

31. Ueber die Verbreitungswege der sympathischen Entzündung. (Corresp.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1879, p. 647.)

32. De la Myopie congénitale. (Revue médicale de la Suisse romande, Janvier 1881.)

33. Die Antisepsis bei Augenoperationen. Vortrag gehalten am internat. med. Congresse zu London 1881.

34. Schulwandtafeln. (Schweiz. Schularchiv, 1881, p. 69.)

35. Ueber die Prophylaxis der Blennorrhoe neonatorum. (Corr.-Bl. f. Schweizer-Aerzte, 1882. p. 201.)

36. Die Krankheiten des Auges im Kindesalter. (Gerhards Handb. d. Kinderkrankheiten. V. B. Tübingen 1875—82.)

37. Ueber Brillen aus alter und neuer Zeit. (48. Neujahrsblatt zum Besten d. Waisenhauses in Zürich für 1885.)

Unter Horners Leitung verfasste Dissertationen:

38. Ueber den Keratoconus. *Alb. Hürlimann,* 1860.

39. Zur Pathologie der Augenmuskellähmungen. *Herm. Koller,* 1860.

40. Die Behandlung der Blennorrhoe des Thränenkanals. *Carl Meyer.* 1860.

41. Ueber sympathische Iridochorioïditis und Enucleation. *Dieth. Volkart.* 1860.

42. Die Lehre vom Schichtstaar. *Sophus Davidsen,* 1865.

43. Von den Erkrankungen der Retina bei Anomalieen des Circulationsapparates. *Alb. Züblin,* 1866.

44. Beitrag zur Lehre der modifizirten Linearextraction. *Max Esslinger,* 1867.

45. Ueber Intoxikations-Amblyopieen. *Friedrich Erismann,* 1867.

46. Ueber Hydrophthalmus congenitus. *Wilhelm v. Muralt,* 1869.

47. Zur Lehre von der Hypopyon-Keratitis. *Marie Bokowa,* 1871.

48. Ueber Keratitis interstitialis diffusa. *Pulcheria Jakowleva,* 1873.

49. Ueber einige seltenere syphilitische Erkrankungen des Auges. *Ignaz Barbar,* 1873.

50. La paralysie du nerf sympathique cervical. *William Nicati,* 1873.

51. Zur Aetiologie und symptomatischen Bedeutung der Retina-Apoplexieen. *Heinr. Niederhauser,* 1875.

52. Die Erkrankungen der macula lutea bei progressiver Myopie. *Emilie Lehmus,* 1875.

53. Experimentelle Untersuchungen zur Genese der erworbenen Kapselkatarakt. *Julie Sinclair,* 1876.

54. Ueber den Frühjahrskatarrh der Conjunctiva. *Ulrich Vetsch,* 1879.

55. Ueber Herpes corneae. *A. Josephine Kendall,* 1880.

56. Studien über die Abhängigkeit des Strabismus von der Refraction. *Walter Isler,* 1880.

57. Die Staarextractionen der ophthalmolog. Klinik in Zürich. 1870—1880. *Carl v. Muralt,* 1881.

58. Zwei Fälle einer eigenthümlichen Hornhautdeformität. *David Trümpy,* 1881.

59. Ueber Chininamaurose. *Hans Brunner,* 1882.

60. Klinische Beiträge zur Lehre von den Orbitaltumoren. *Hermann Huber,* 1882.

61. Die Iridektomie bei primärem Glaukom. *David Sulzer,* 1882.

62. Zur Pathologie des Schichtstaars. *Max von Arx,* 1883.

63. Klinische Studien über Netzhautablösung. *Ernst Walter,* 1884.

64. Ueber markhaltige Nervenfasern. *Alf. Kœlliker,* 1884.

65. Ueber Wunden des Sehnerven. *Gust. Aschmann,* 1884.

Horners litterarische Arbeiten beschränken sich hauptsächlich auf Casuistik und die Resultate seiner klinischen Beobachtungen und Erfahrungen. Sie haben aber für den Praktiker einen ganz bedeutenden Werth. Derselbe liegt nicht nur in der Grösse des Materials, das Horner zu Gebote stand, sondern mehr noch in seiner viel gerühmten Beobachtungsgabe, in seiner gründlichen allgemein medizinischen Bildung und, vor Allem, in seiner wissenschaftlichen Ehrenhaftigkeit. Anpreisungen neuer Heilmittel und Operationsmethoden, die in einigen Fällen wunderbare Wirkung sollen gehabt haben, deren spätere Misserfolge aber verschwiegen werden, finden sich nicht darin. Unfertige Beobachtungen, unreife Gedanken, voreilige Schlüsse sind ihm ferne. Das ist der Grund, warum man Horners Arbeiten mit einem gewissen Behagen und immer mit Frucht lesen kann. Man hat Vertrauen zu dem Autor und folgt ihm gerne auf dem sicheren Boden gediegenen Wissens, gründlicher Untersuchung und gesunden Sinnes.

Wie aus obiger Liste hervorgeht, haben unserem Meister beinahe alle Theile der praktischen Augenheilkunde Stoff zu Publicationen gegeben.

Den Krankheiten der Lider widmete er einen interessanten Vortrag an der Versammlung des ärztlichen Centralvereins in Olten (23), worin er dieselben mit den Hautkrankheiten im Allgemeinen vergleicht und speziell die Blepharitis ciliaris als Ekzema palpebrarum bezeichnet. Die Therapie dieser und anderer dem praktischen Arzte häufig zu Gesichte kommenden Augenleiden wird dabei in äusserst verständlicher Weise auseinandergesetzt, und namentlich der so wichtige und richtige Satz betont: „Das Mittel thut es weniger, als die Methode seiner Anwendung.“

Von der Blennorrhoe und Diphtheritis der Conjunctiva und der Thränenwege handeln die unter Nr. 9, 35 und 40 verzeichneten Artikel.

Ueber den Frühjahrskatarrh der Conjunctiva hat Dr. Vetsch unter Horners Leitung eine interessante Dissertation geschrieben, worin dies bis dahin ziemlich dunkle Augenleiden, an der Hand der eigenen Beobachtung, der älteren und neueren, in- und ausländischen Litteratur, der Analogie mit andern Erkrankungen der Haut und Schleimhaut, und der histologischen Untersuchung, meisterhaft beschrieben und umschrieben wird, sodass dasselbe endlich als anatomisch und klinisch scharf definirtes Krankheitsbild vor uns liegt.

Das Pterygium (22) besteht, nach Horner, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in einer partiellen Ueberwucherung der Cornea durch die Conjunctiva, sondern es verdankt seine Entstehung einem kleinen Randgeschwüre der Hornhaut, welches sich an der Basis einer Pinguecula bildet. Heilt dasselbe, so wird die Conjunctiva nach der Cornea hingezogen. Unter derselben bleibt aber stets ein kleiner Recessus, wovon man sich mit einer Sonde oder Pincette leicht überzeugen kann. Beweisender noch ist die mikroskopische Untersuchung, bei welcher sich die untere Fläche des Pterygiums als bis auf eine kleine Stelle continuirlich mit Epithel überzogen erweist.

Ueber den Herpes cornealis liegt, ausser seiner Arbeit der klinischen Monatsblätter (13), in welcher namentlich die Differenz der Empfindlichkeit in der Umgebung beider Augen sehr genau untersucht wird, eine treffliche Dissertation vor, die Fräulein Kendall unter seiner Direction verfasst hat (55). Von der Definition

des Herpes im Allgemeinen ausgehend, trennte er den Herpes corneae scharf von den Hornhautkrankheiten, die mit demselben nur eine höchst oberflächliche Aehnlichkeit haben, aber doch bis zur Stunde noch oft damit verwechselt werden. Der richtige Herpes cornealis bildet eine symptomatische Erscheinung fieberhafter Krankheiten der Respirationsorgane, des Magens und des Darmkanals, der Febris intermittens, des Rheumatismus, des Heufiebers etc. Er ist charakterisirt durch die gewöhnlich ästige Eruption wasserheller Bläschen auf der Hornhaut, welcher bald ein unregelmässig begrenzter Epithelverlust folgt. Er ist gewöhnlich einseitig und wird häufig von Herpes labialis begleitet.

Der Herpes Zooster ophthalmicus giebt manchmal zu einem ganz analogen Herpes cornealis Veranlassung, und Horners Blick ist es nicht entgangen, dass die Ulceration und Infiltration der Hornhaut nicht primäre Erscheinungen sind, sondern dass ihnen immer eine Bläscheneruption vorangeht. Die Feststellung der Aetiologie musste auch die Therapie dieser Erkrankung etwas modifiziren: Berücksichtigung des Allgemeinzustandes, localer Schutz und Antisepsis, Vermeidung aller Reizmittel.

Von Keratoconus hat Horner zwei Fälle operirt (10) und zwar einmal durch Abschaben des Epithels von der Spitze und nachfolgende Aetzung mit Argentum nitricum, ein anderes Mal mit Abtragen eines centralen Stückes, unfreiwilligerweise aus der ganzen Dicke der Hornhaut. In beiden Fällen bedrohte tiefgehende Eiterung die durchsichtige Hornhaut des Auges. Es gelang jedoch, derselben noch früh genug Einhalt zu thun, um ein günstiges Resultat zu erhalten.

Interessanter und, für die damalige Zeit fast bahnbrechend, sind die Artikel über die antiseptische Behandlung gewisser Hornhautleiden (19) und über Keratitis mykotica (21). Horner definirte ganz richtig die Hypopyonkeratitis, das ulcus serpens, als infizirte traumatische Hornhauterkrankung, und behandelte sie, in Folge dessen, hauptsächlich mit antisepticis, damals (1874) mit frischem Liquor chlori. Seine Anschauungsweise wurde nicht nur bestätigt durch die guten Erfolge dieser Behandlung, sondern auch durch das Experiment. An der Heidelberger Ophthalmologenversammlung des folgenden Jahres demonstrirte er eine Zahl der

beweisendsten mikroskopischen Präparate von Keratitis, erhalten durch Impfung von Diphtheritismassen, sowie von einem Falle von Hornhautgeschwür mit Gesichtserysipel, wobei sich die Saftkanäle der Hornhaut mit Bacterien gänzlich erfüllt zeigten. — Später erweiterte er seine Erfahrungen über den Einfluss der Bacterien auf Augenleiden und Wunden überhaupt noch ganz bedeutend, und so entstand sein oben schon erwähnter, so hoch gewürdigter Vortrag am internationalen Congresse zu London, über die Antisepsis bei Augenoperationen (33).

Von der Iris handelt ein kleiner Artikel (9) der klinischen Monatsblätter, in denen Horner seine interessanten Fälle zu veröffentlichen liebte. Derselbe betrifft einige Beobachtungen von Extraction von Stahl-, Holz- und Eisensplittern aus der Iris.

Besonders lehrreich ist Horners Arbeit über die Staarextraction; bildet doch die Kataraktoperation so zu sagen das Meisterstück des Augenarztes und das Lieblingsthema der Publicationen, der Congresse, und wo immer Ophthalmologen zusammen kommen. Horners Ansichten über diesen Gegenstand finden sich in der Dissertation des Dr. C. v. Muralt vom Jahre 1881 niedergelegt (57). Enthält dieselbe auch gerade nichts Neues, so ist sie für den Kenner doch von grossem Werthe, und zwar liegt derselbe, wie der der meisten von Horners Veröffentlichungen, in der praktischen, von dem reinen Streben nach sicherster Heilung allein beseelten Auffassung seiner Aufgabe, nicht zu vergessen seine operative Tüchtigkeit und die Grösse seines Materials. Dasselbe erstreckte sich damals in der That auf 948 Staaroperationen.

Nach einer kurzen Besprechung der hauptsächlichsten Operationsmethoden (Daviel, La Faye, Beer, Barth, Richter, F. v. Jæger, Sigwart, Garengeot, v. Græfe, Mooren, Jacobson, Gibson, Travers, Waldau, Critchett, A. Weber, E. v. Jæger, Pagenstecher, Lebrun, v. Wecker, Bader, Liebreich, Landolt) beschreibt der Autor die Methode, der Horner seit 1870 den Vorzug gab. Wir haben dieselbe schon oben angeführt: Schnitt nach oben, in der Sklerocornealgrenze, dem Hornhautrande parallel. Die Länge derselben passt natürlich der richtige Operateur den Umständen an (in der der Dissertation beigegebenen Figur wäre der Schnitt für manche Fälle zu klein). Conjunctivallappen. Der Grösse der Wunde ent-

sprechende Iridektomie. Ebenso vorsichtige als vollständige Kapseleröffnung mittelst eines einfachen, schief aufgesetzten Häkchens („aufkratzen", nicht „aufreissen"), erst in horizontaler, dann in verticaler Richtung. Entbindung der Linse unter dem Drucke des Cautschouklöffels. Während der ganzen Zeit hält der Assistent den Ecarteur, sodass derselbe dem Auge höchstens während der Kapseleröffnung etwas anliegt, sonst aber dasselbe nicht berührt. — Nach Entfernung der Katarakt wird die Iris reponirt, und auf das geschlossene Auge mit desinfizirtem Eiswasser imbibirte Wundbaumwolle gelegt. Nach einiger Zeit Entfernung der Corticalmassen, mit Hilfe der Lider, Reinigung der Wunde, Ausbreiten des Conjunctivallappens, Sehprüfung, binoculärer Schlussverband. — Dass Horner sich seit der Entdeckung des Cocaïns desselben zur localen Anæsthesie bei der Kataraktoperation bediente, versteht sich von selbst, doch modifizirte er darum sein Operationsverfahren in keiner Weise.

Was die Antisepsis betrifft, so suchte sie Horner vor allen Dingen in der minutiösen Reinheit des Operationsraumes und aller Gegenstände und Personen, die mit dem Patienten in Berührung kamen. Die Schwämme wurden in fünfprocentiger Carbolsäurelösung ausgebrüht, hydrophile Gaze, Watte, auch Salicylwatte zum Verbande gebraucht. Bestand „irgend welcher Verdacht auf infectiöse Beschaffenheit des Inhaltes des Conjunctivalsackes, so wurde, nach energischer Desinfection mit Salicylsäure, ein desinfizirender Verband angelegt." Derselbe bestand aus fünfprocentiger Salicylbaumwolle, getaucht in eine Salicylsäurelösung von 1 zu 300, oder Borsäurelösung von 1 : 25 (l. c. p. 26). Der Verband wurde alle vier Stunden mit der antiseptischen Flüssigkeit begossen und so feucht erhalten. Gewöhnlich wechselte man den Verband erst am dritten Tage. In der letzten Zeit bediente sich Horner einer Sublimatlösung von 1 zu 5000 zur Waschung des Operationsgebietes vor und während der Operation sowohl, als zum Verbande. Die Instrumente dagegen wurden bis zum Gebrauche in eine Thymol- oder Carbollösung gelegt.

Bei den ersten Anfängen einer Infection wurde die Wunde mit dem Spatel eröffnet, und mit zwei- bis fünfprocentiger Carbollösung bespült.

Horner erzielte auf diese Weise so günstige Resultate seiner Staaroperationen, wie sie besser kaum zu erhalten sind.

Wie oben schon bemerkt, suchte Horner den Heilungsprocess der Kataraktoperation auch mit dem Mikroskop zu ergründen. Diesen Untersuchungen verdanken wir seine Mittheilung über entzündliche Kapselkatarakt (20). Dieselben ergaben den Mangel des Epithels zwischen der Letzteren und der Innenfläche der Linsenkapsel, während dasselbe zwischen der Linsensubstanz und der Kapsel wohl vorhanden war. Horner schloss daraus, dass die Katarakt nicht dem Epithel, sondern dem Exsudate zuzuschreiben sei, welches durch die Kapsel in die Linse dringe.

Eine höchst interessante Studie der erworbenen Kapselkatarakt enthält die unter Horners Leitung verfasste Dissertation der J. Sinclair (53). Es wurde vorerst die vordere Linsenkapsel Versuchen über ihre Filtrationsfähigkeit unterworfen und dadurch nachgewiesen, dass dieselbe für Flüssigkeiten sehr schwer, für geformte Bestandtheile, im Normalzustande, gar nicht durchgängig ist. — Die erworbene Kapselkatarakt kommt zu Stande in Folge von Ernährungsstörung der Linse, wobei die Linsensubstanz und die Kapselzellen erst quellen, dann zu einer körnigen Masse zerfallen. Um dieselbe kommt es hernach zu einer Zellproliferation des Kapselepithels.

Eine praktisch wichtige Arbeit ist die über die Iridektomie beim primären Glaukom, niedergelegt in der Dissertation des Dr. D. Sulzer (61). In zwanzig Jahren wurden von Horner an Glaucoma simplex iridektomirt 103 Augen. Das Sehvermögen wurde verbessert in 22,3 %; gleich erhalten in 60,1 %; gieng verloren in 17,4 %. — Im gleichen Zeitraume wurden 149 Augen mit Glaucoma inflammatorium der Iridektomie unterworfen. In 72,5 % wurde dadurch eine Verbesserung des Sehens erreicht, in 11,5 % das vor der Operation bestehende erhalten; in 10,1 % war das Resultat der Operation ein vermindertes, aber noch befriedigendes Sehvermögen; in 6,1 % gieng dasselbe trotz der Operation zu Grunde. Diese relativ sehr günstigen Resultate machten Horner zu einem treuen Anhänger der Iridektomie. Freilich führte er dieselbe auch in einer Weise aus, wie sie allein beim Glaukome einen günstigen Einfluss haben kann, d. h. sehr peripher und sehr

breit. Vor und nach der Operation liess er eine halbprocentige Eserinlösung ins Auge tropfen, und setzte diese Therapie gewöhnlich acht bis zehn Tage lang fort.

Im Jahre 1879 erschien von Horner eine ebenso kurze als bedeutende Arbeit: „über die Verbreitungswege der sympathischen Augenentzündung" im Correspondenzblatt für Schweizer-Aerzte (31). Schon seit Jahren hatte der Autor die in seiner Praxis sehr häufig vorkommende Iritis serosa eingehenden Studien unterworfen, und als eine von einem Allgemeinleiden abhängige Erkrankung des ganzen Bulbus erkannt. Da ward ihm die Gelegenheit zu Theil, zwei an Iritis serosa erkrankte Augen, wenige Stunden nach dem Tode, zu untersuchen. Auf dem einen derselben hatte die Krankheit schon sehr lange bestanden, während sie auf dem andern eben erst begann. Horner, und sein damaliger Assistent Max Knies, fanden nun, dass „1. der Sehnerv des ersterkrankten Auges in seinen Scheiden bis zu Ende infiltrirt war, 2. diese Infiltration im zweiterkrankten Auge aber noch stärker vorhanden war, während in diesem letztern die Uvealbetheiligung ganz zurücktrat. Sofort musste der Gedanke an die Propagation durch den Sehnerven nahe treten, und ein Experiment hervorrufen, das die Verbreitungswege von Entzündungsprodukten der Art festzustellen suchte, dass vom Bulbus gegen den Schädelraum hin die Sehnervscheide injicirt wurde. Dabei ergab sich das merkwürdige Factum, dass die gefärbte Flüssigkeit sofort durch das Chiasma in die andere Sehnervenscheide drang, wenn die Canüle, nach eröffneter Orbita, in den Subarachnoïdealraum des einen Nerven, in der Richtung gegen das Foramen opticum hin, eingesetzt wurde."

Der Autor fügt bei: „Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen; aber das pathologisch anatomische Factum und die Experimente machen es wahrscheinlich, dass wir die Uebertragung der sympathischen Erkrankungen auf dem Wege der Lymphräume höchst einfach zu erklären im Stande sind und das unsichere Gebiet der Reflexe, der vasomotorischen Erregungen, der neuropathischen Entzündungen etc. verlassen dürfen."

Ueber die Erkrankungen der Netzhaut und des Sehnerven liegen mehrere, theils von Horner selbst, theils von seinen Schülern verfasste Arbeiten vor (3, 5, 16, 43, 51, 52, 63, 64, 65).

So enthält Dr. Züblins Dissertation (43) drei in Horners Klinik beobachtete Fälle von Embolie der Arteria centralis retinae, deren Krankheitsbilder mit denjenigen von zehn anderen in der Litteratur verzeichneten Fällen verglichen werden, sodann eine Besprechung der verschiedenen Formen von Netzhautblutungen, nach ihren Erscheinungen, ihrer Aetiologie und ihrem Verlaufe, sowie die der Symptome und pathologischen Anatomie der Retinitis bei Morbus Brightii.

Eine fleissige Zusammenstellung aller der Momente, welche Netzhautblutungen zur Folge haben können, giebt die Dissertation von Dr. Niederhauser (51). Abgesehen von directen und indirecten Traumen des Auges gruppirt der Verfasser dieselben in folgender Weise:

1) Progressive perniciöse Anæmie, Purpura hæmorrhagica, Leukæmie.
2) Morbus Brightii, Diabetes.
3) Vergiftungen durch: Phosphor, Arsenik, Schwefelwasserstoff, Kohlenoxyd- und Kloakengas etc., durch Sepsis und Pyæmie.
4) Senile Gefässveränderungen im centralen und peripheren Circulationssysteme.

Allen diesen Netzhautapoplexieen liegt eine Veränderung der Constitution des Blutes und der Gefässwandung zu Grunde, insofern als sie nicht mechanischer Natur sind.

Citiren wir auch die nicht minder interessante Dissertation von Dr. Aschmann (65). Neunzehn in der Litteratur verzeichneten Krankengeschichten von wirklich constatirter oder muthmasslicher Verletzung des Sehnerven fügt der Verfasser zwei in der Zürcher Augenklinik beobachtete Fälle bei, die um so interessanter sind, als der erstere zur Autopsie, der letztere wenigstens zur Enucleation kam. Die während des Lebens sehr genau angestellten Beobachtungen konnten somit auch noch am herausgenommenen Auge bestätigt und ergänzt werden.

In dem ersten Falle war der Sehnerv von der Netzhaut ab-, und sogar aus der Sklera herausgerissen, ausserdem das Orbitaldach gesprengt. Eitrige Meningitis führte den Tod während der Enucleation herbei. Der zweite Fall betrifft ebenfalls eine traumatische

Ablösung der Netzhaut vom Sehnerven, jedoch innerhalb des Bulbus. Die kleine Arbeit behandelt die Casuistik, pathologische Anatomie, Aetiologie, Symptomatologie, Diagnostik, Prognose und Therapie dieser so seltenen Verletzungen in sehr eingehender Weise.

Zu der Lehre von den Geschwülsten im Auge und in dessen Umgebung hat Horner eine grosse Zahl werthvoller Beiträge geliefert (5, 7, 8, 12, 60), so den Fall (5) eines von den Körnerschichten der Netzhaut ausgehenden Medullarsarkoms mit lethalem Ausgange durch Meningitis ohne directe Fortleitung der Geschwulst, d. h. bei intactem Sehnerven. Die eingehende histologische Untersuchung wurde durch Prof. Rindfleisch vorgenommen.

Es folgt ein Fall von Carcinom der Dura mater mit secundärem Carcinom der vier Musculi recti und allgemeiner Carcinose (7), derjenige des Koloboms eines Augenlides mit zahlreichen Dermoïdgeschwülsten in den Lidern und der Conjunctiva beider Augen (8). Ein in die Lehrbücher von Græfe und Sæmisch, sowie von de Wecker und Landolt aufgenommener Fall von Fibroma molluscum des oberen Lides und über den ganzen Körper verbreiteten ähnlichen Geschwülsten ist so zu sagen classisch geworden (12).

Dieselbe Arbeit enthält ausserdem die Beobachtungen von einem Melanosarcom der Conjunctiva tarsi, einem Cancroïd und einem Fibroma papillare der Conjunctiva bulbi, einem Carcinom der Thränendrüse, einem parostealen Fibrom, einem pigmentirten Carcinom, einem Angiom, einem recidivirenden Myxosarkom und einem Cysticercus der Orbita.

In H. Hubers Doctor-Dissertation (60) finden sich, neben den vom Verfasser selbst beobachteten, eine Reihe der verschiedensten Tumoren von Horners Klinik: Syphilom des Orbitaldaches, Adenom, angeborene Dermoïdcyste der Orbita, von der Thränendrüse ausgehendes Rundzellensarcom. Sie enthalten sowohl in ætiologischer, als pathologisch anatomischer und therapeutischer, resp. operativer Hinsicht, manches Interessante.

Der Artikel über Periostitis orbitae und Perineuritis nervi optici (4) ist hauptsächlich der Stellung der Diagnose wegen erwähnenswerth.

Das grosse Gebiet der Refractionsanomalieen betrat Horner meist nur vom Standpunkte des Hygieinikers aus, zur Bekämpfung

der progressiven Myopie. Davon handeln denn auch mehrere halb populäre Artikel (25, 29, 37). Die Dissertation der Emilie Lehmus (52) dagegen enthält von Horner selbst und unter seiner Leitung gemachte, sehr werthvolle histologische Untersuchungen über die Erkrankung der Macula bei progressiver Myopie.

Einen interessanten Beitrag zur Genese der Kurzsichtigkeit liefert sodann die Beschreibung eines Falles congenitaler Myopie (32) mit ausserordentlicher Verlängerung und Verschmälerung des Kopfes, beidseitiger Polarkatarakt, Glaukom des einen Auges, und angeborenen Missbildungen der Geschlechtstheile.

An diese Beobachtung schliesst sich die nicht minder merkwürdige einer Anisometropie mit aussergewöhnlicher Asymmetrie des Schädels und Gesichtes. Der grösseren Hälfte entsprach ein hypertrophisches, im hinteren Pole und der Sehnervenpapille ektatisches Auge von acht Dioptrieen Myopie, während das andere eine erst in jüngster Zeit entstandene Myopie von vier Dioptrieen zeigte.

Im Jahre 1873 theilte Horner den in Heidelberg versammelten Collegen zwei Fälle von unter ungewöhnlichen pathologischen Verhältnissen entstandenen Veränderungen der statischen Refraction des Auges mit (16). Der erste betraf eine Myopie von 13 D., welche sich, in Folge von Netzhautablösung, ohne Verlust des Sehvermögens, in eine Hypermetropie von 1 D. verwandelte. Im Verlaufe von zwei Jahren stieg dann die Refraction wieder auf 6,5 D. Myopie, unter Regression der Netzhautablösung. — Im zweiten Falle war ein Diabetes mellitus die Ursache der Refractionsveränderung. Ein Emmetrope ward in Folge dieses Leidens zu einem Hyperopen von 2,75 D. Horner schreibt diese Abnahme der Refraction, wie man sie wohl auch bei Säfteverlust anderer Art beobachtet, der Abnahme des Bulbusinhaltes, resp. der Axenverkürzung zu. Mit dem Verschwinden des Zuckers kehrte auch die normale Refraction wieder zurück. Diese Beobachtung stimmt genau mit einer von uns gemachten und im „Siglo medico“ von Madrid veröffentlichten überein.

Horners Publicationen über Strabismus und Augenmuskellähmungen (25, 39, 56) gehören zu seinen weniger bedeutenden. Dr. Kollers Dissertation (39) enthält zwar, ausser der

Besprechung der Wirkung der Augenmuskeln und der Symptome ihrer Lähmung, drei nicht uninteressante Fälle: eine Parese des Rectus superior mit secundärer Contraction des inferior, eine ähnliche Parese mit Strabismus concomitans sursum vergens des andern Auges, und eine Lähmung sämmtlicher Augenmuskeln mit Contractionsfähigkeit der Pupille. Letzteren Fall sah Horner später als Nuclearlähmung an.

Die umfangreichste Arbeit über Strabismus, Dr. Islers Dissertation (56), hat mehr ein statistisches Interesse (369 Fälle von Strabismus concomitans) und die Statistik hat in einer so complicirten Frage, wie der des Strabismus, einen nur sehr relativen Werth.

Dagegen finden wir den Meister auf dem der allgemeinen Medizin und der Augenheilkunde gemeinsamen Gebiete wieder ganz in seinem Elemente. Seine darauf bezüglichen Arbeiten sind denn auch die zahlreichsten (3, 4, 7, 8, 9, 14, 15, 16, 23, 26, 28, 42, 43, 45, 48, 49, 50, 51, 59). Die meisten davon haben wir schon erwähnt.

Heben wir daraus noch hervor Prof. Erismanns Dissertation über Intoxikationsamblyopie (45), sowie einen ähnlichen Artikel Horners im Correspondenzblatt für Schweizer-Aerzte (28). Die Symptome der so sehr verbreiteten Krankheit werden darin dem Praktiker so klar dargelegt, dass derselbe auch ohne Ophthalmoskopie zur Diagnose derselben gelangen kann. Den Hauptgrund des Leidens sucht Horner in dem chronischen Magenkatarrh und der daraus hervorgehenden Herabsetzung des allgemeinen Kräftezustandes. Neben dem Verzicht auf Alkohol und Tabak, hat sich denn auch die Therapie hauptsächlich auf diesen Punkt zu richten.

Die Entdeckung des Zusammenhanges von Schichtstaar und Rhachitis, von intraocularen Erkrankungen mit gewissen Uterusleiden etc. haben wir oben schon angeführt, ebenso die Arbeiten über Herpes corneae und Herpes im Allgemeinen, über Tumoren im Auge und in dessen Umgebung, die Aetiologie und symptomatische Bedeutung der Netzhautapoplexieen.

Im Mai 1872 hielt Horner an der Zusammenkunft der Schweizerischen Aerzte in Olten einen Vortrag über subcutane Strychnininjectionen, denen er, basirt auf einige eigene und in der Litteratur (namentlich von Nagel, Schweigger, Sigm. Mayer, Fröhlich und Lichtenfels) verzeichnete Beobachtungen, einen günstigen Ein-

fluss zuschreibt in Fällen von Amblyopie ohne Befund, retinaler Anæsthesie, anæmischer und ischæmischer Erblindung, manchmal wohl auch der Shokerblindung, ja selbst der grauen Degeneration des Sehnerven bei Tabes.

In der Dissertation der Pulcheria Jakowleva (48) sucht er den syphilitischen Ursprung der Keratitis interstitialis nachzuweisen. Andere oculäre Manifestationen der Lues, wie die Gummen der Iris und des Corpus ciliare, die spezifische Neuritis optica u. a. m., sind in der Dissertation v. I. Barbar (49) enthalten, und werden, an der Hand eigener Beobachtungen, eingehend erörtert.

Die beste Dissertation jedoch, die aus der Hornerschen Klinik hervorgegangen ist, ist ohne Zweifel die in französischer Sprache verfasste des Dr. Nicati: La paralysie du nerf sympathique cervical.[1] Ausgehend von der schon oben erwähnten Mittheilung Horners, „über eine Form von Ptosis“[2], behandelt dessen damaliger Assistent das ebenso dunkle als wichtige Gebiet der Lähmung des Halssympathicus in magistraler Weise. Alle einschlagenden klinischen und physiologischen Beobachtungen seit 1712 werden zu Rathe gezogen, eigene neue Fälle aufs Gründlichste untersucht, sodass diese Krankheit nun als in jeder Hinsicht aufgeklärt zu betrachten ist. Nicati unterscheidet in der Lähmung des Halssympathicus drei Perioden:

I. Das Anfangsstadium, die Irritationsperiode, charakterisirt durch
   a) den Spasmus des Dilatator pupillae (Mydriasis);
   b) den Spasmus der glatten Musculatur der Orbita (Exophthalmus);
   c) den Spasmus der Vasomotoren der erkrankten Seite des Kopfes (Herabsetzung der Temperatur);
   d) die Beschleunigung der Herzthätigkeit;
   e) den Spasmus der glatten Muskelfasern der Augenlider.

II. Die erste Periode der Lähmung:
   a) Verengerung der Lidspalte und der Pupille, Herabsetzung des intraocularen Druckes und Retraction des Bulbus in die Orbita;

---

[1] Lausanne 1873. [2] Klin. Monatsbl., 1869, p. 193.

b) Erweiterung der Gefässe der betreffenden Kopfhälfte, Erhöhung der Temperatur und der Schweisssecretion dieser Seite bis zur Achselhöhle.

III. Die zweite Periode der Lähmung, das Stadium der Atrophie. Während die eben erwähnten oculopupillaren Symptome fortbestehen, spricht sich die Atrophie in der Abmagerung der erkrankten Theile aus. Die früher übermässig geröthete Gesichtshälfte wird auffallend blass, schwitzt nun gar nicht mehr, oder jedenfalls weniger, und ist kühler als die gesunde Seite. Höher bleibt ihre Temperatur nur, wenn unter dem Einfluss grosser Kälte die Gefässe der gesunden Seite sich energisch verengern, während die gelähmten der kranken Seite dieser Contraction nicht mehr fähig sind.

IV. Eine intermediäre Periode unvollständiger Lähmung. Die Schweisssecretion nimmt ab, und wird bald geringer als die der gesunden Seite. Gefässerweiterung und Temperatur haben ebenfalls eine Tendenz, unter diejenigen der gesunden Seite herabzusinken, übersteigen dieselben jedoch bei mässiger Temperaturerhöhung, um wiederum zurückzubleiben, wenn dieselbe einen gewissen Grad (z. B. 40 ° C.) überschreitet.

Die an Thieren gemachten Experimente und an Menschen gemachten Beobachtungen aller möglichen Läsionen des Halssympathicus, ihre directen Folgen, sowie dessen Verhalten unter den verschiedensten Einflüssen werden in so übersichtlicher und kritisch klarer Weise zusammengestellt, dass diese Erstlingsarbeit des jungen Gelehrten für den Physiologen nicht minder als für den Pathologen zu einer massgebenden geworden ist.

Von Horners Interesse am Vaterlande und an der Vaterstadt zeugen die zum Theil ebenfalls schon erwähnten Arbeiten über Schulwandtafeln, im Schweizerischen Schularchiv (29) und über das Schreibmaterial für Primarschulen (28), ausserdem einige inhaltsvolle Seiten im Geschäftsberichte der Stadtschulpflege von Zürich 1882/83, wo, ausser der Pflege der Augen, dem allgemeinen Gesundheitszustande der Kinder gebührend Rechnung getragen wird.

Ein Artikel über Augenverletzungen durch Hinterlader (17) gehört ebenfalls hierher. Derselbe betrifft oberflächliche und tiefere Verbrennungen der Cornea (immer des rechten Auges) und Besprengung derselben mit kleinen Metallsplittern, dadurch hervorgerufene Keratitis und Kataraktbildung, Mydriase und Accommodationslähmung, deletäre Verletzung eines Auges durch einen rückwärts fliegenden Patronensplitter. Als Ursachen dieser Verletzungen werden erkannt mangelhafte Munition und nicht ganz tadelloser Verschluss der Gewehre. Es ist wohl zum Theile dieser Hornerschen Arbeit zuzuschreiben, wenn diese beiden Uebelstände nun abgeschafft sind.

Auf die Analyse einiger weniger oben angeführter kleinerer Arbeiten muss ich leider verzichten, da ich dieselben nicht habe erhalten können.

Zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten wurde Horner aufgefordert, ein Handbuch der Augenheilkunde zu verfassen. Bei seinem praktischen Sinne, seiner reichen Erfahrung und seinem grossen Geschicke zum Lehren, wäre dasselbe jedenfalls vortrefflich geworden. Er konnte sich aber zu dieser sehr absorbirenden Arbeit nie verstehen; dagegen übernahm er das Kapitel der Augenleiden in Gerhards Handbuch der Kinderkrankheiten (36). Obschon er dasselbe nur zum Theile vollenden konnte, bilden doch die von ihm verfassten Kapitel über die Krankheiten der Lider, Conjunctiva, Cornea, Iris und Chorioïdea, einen höchst werthvollen Beitrag zur ophthalmologischen Litteratur. Des Meisters Vorzüge, die wir oft schon hervorgehoben haben: lebendige Auffassungs-, klare Darstellungsweise, grosse Belesenheit, stete Fühlung mit der allgemeinen Medizin, kommen darin im höchsten Maasse zur Geltung.

